

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Leben an der Grenze zwischen Dvor na Uni und Novi Grad. Eine Autobiografie

Verfasserin

Dragana Cvetojević, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2012

Studienkennzahl It. Studienblatt: A 066 823
Studienrichtung It. Studienblatt: Europäische Ethnologie
Betreuer: WHR i.R. Hon.-Prof. Dr. Hermann Steininger

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich an Eides statt und durch meine Unterschrift, dass die vorliegende Arbeit von mir selbstständig, ohne fremde Hilfe angefertigt worden ist. Inhalte und Passagen, die aus fremden Quellen stammen und direkt oder indirekt übernommen worden sind, wurden als solche kenntlich gemacht. Ferner versichere ich, dass ich keine andere, außer der im Literaturverzeichnis angegebenen Literatur verwendet habe. Diese Versicherung bezieht sich sowohl auf Textinhalte sowie alle enthaltenden Abbildungen, Skizzen und Tabellen. Die Arbeit wurde bisher keiner Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Dragana Cvetojević

Wien, 2012

Inhalt

Vorwort	4
1. Theorie/Methoden	6
1.1 Forschungsfragen	6
1.2 Autobiografische Methode	7
2. Geschichte	11
2.1 Balkan – zwischen Habsburgerreich und Osmanischem Reich	11
2.2 Dvor na Uni	14
2.3 Österreichische Herrschaft	19
2.4 Die Kriege am Balkan	22
2.5 Mythos Balkan	25
3. Autobiografie	29
3.1 Kindheit in Jugoslawien – keine Grenzen?	29
3.2 „Brüderlichkeit und Einheit“ - „Bratstvo i jedinstvo“	33
3.3 Kriegsausbruch 1991	38
3.4 Tanzen im Krieg	41
3.5 Das Sterben kommt näher	44
3.6 Ein Korridor nach Serbien	46
3.7 „Oluja“ – die Vertreibung	49
3.8 Rückkehr ins Nichts	53
3.9 Leben als Immigrantin	59
3.10 Kulturelle Säuberung?	64
3.11 Onkel Rade und Marschall Tito	67
3.12 Die Diaspora und das Neue Dorf auf Facebook	68
Resumée	75
Abstract	77
Literaturverzeichnis	78

Vorwort

Das Thema meiner Arbeit ist sehr komplex. Ich habe deshalb versucht, mich auf die wichtigsten Aspekte zu beschränken. Der Begriff, der eine zentrale Rolle in meiner Arbeit spielt, ist der Begriff der „*Grenze*“. Grenzen existieren, um etwas zu teilen, um Zugänge zu schaffen bzw. zu verhindern: bis dorthin darfst du gehen, weiter aber nicht! In meiner Arbeit dreht sich alles um Grenzen, allerdings um verschiedene Arten von Grenzen, sichtbare und unsichtbare, kulturelle, geografische, administrative, mentale, sprachliche, usw.

Ich wollte durch diese Arbeit mehr über die Bedeutung von Grenzen herausfinden, vor allem darüber, wie sie das Leben von Menschen beeinflussen. Da ich selbst in einem historischen Grenzgebiet aufgewachsen bin, machte ich meine eigene Lebensgeschichte zum Gegenstand dieser Arbeit. Ich habe meine Lebenserfahrungen rekapituliert und beschrieben, wie Grenzen mein Leben prägten, wie ich Grenzen gesehen habe und wie ich mit ihnen umgegangen bin. Ich wollte insofern auch etwas über mich selbst herausfinden. Meine mentalen und physischen Reisen durch die Vergangenheit haben mir gezeigt, wie schwer das Leben sein kann, wenn man zur falschen Zeit am falschen Ort geboren wird – oder auch nur auf der falschen Seite einer Grenze. Ich musste in meinem Leben viele Grenzen überqueren und viele dieser Erfahrungen waren nicht sehr schön, aber es war dies am Ende auch eine wichtige Lebenserfahrung. Es geht also nicht nur darum, welchen Einfluss die Grenze auf mein Leben damals gehabt hat, sondern auch darum, welchen Einfluss sie auf mein Leben heute noch hat. Als Inspiration diente mir ein autobiografisches Buch von Ludmilla Misotič mit dem Titel „*Die Grenzgängerin*“. Es ist dies ein Buch mit ähnlicher Thematik und einem ähnlichen autobiografischen Ausgangspunkt bezüglich der Betroffenheit der persönlichen Biografie der Autorin durch politische Ereignisse. In diesem Buch schildert eine gebürtige Slowenin ihre Erfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Ort meiner Grenzthematik ist das ehemalige Jugoslawien ab den 1970er Jahren, zumindest bestimmte Teile Jugoslawiens, das für mich noch immer ein großes Mysterium und Rätsel darstellt. Ich habe deshalb meiner persönlichen Geschichte eine kurze historische Einführung über die vielen Kriege in dieser Region vorangestellt. Das kleine Land war offensichtlich für viele Herrscher sehr interessant. Ich erinnere mich an einen unabhängigen Vielvölkerstaat mit vielen dynamischen Entwicklungsmöglichkeiten für die Bevölkerung. Auf jeden Fall war es in meinen

Jugenderinnerungen ein stabiles und einfach ein tolles Land. Doch dann kam eine sehr angespannte Zeit, in der alles explodierte und in sich zusammenstürzte.

Jugoslawien zersplitterte in kleinere Länder, was für mich absolut schwer zu verstehen und schwer zu akzeptieren war. Ich habe diese Entwicklung in meinen Jugendjahren erlebt und ich wollte diese Erfahrungen in meiner ethnologischen Arbeit erzählen.

Die vorliegende Arbeit ist in drei wichtige Teile gegliedert. Der erste Teil ist eine Einführung und soll einen methodischen und theoretischen Zugang zum Untersuchungsgegenstand schaffen. Im zweiten Teil geht es um die Geschichte jenes Landstrichs, der Krajina, in dem letztlich auch meine Geschichte geschah. Der dritte Teil ist die eigentliche Untersuchung in Form meiner persönlichen Erinnerungen. Ich habe meine Arbeit durch Landkarten aus dem Internet und Bilder aus meinem Besitz illustriert. Die Arbeit zu schreiben war für mich eine echte Freude, weil ich neugierig war, was sich am Ende entwickeln, zu welchen Ergebnissen ich kommen und auf welche Informationen ich stoßen würde. Es war für mich leicht, das mir vertraute Terrain zu erkunden, aber es war in vielen Momenten auch sehr schwierig, zu entscheiden, wie tief und weit ich gehen darf, um nicht die Linie des Wissenschaftlichen zu überspringen und die Arbeit zu einer literarischen Arbeit zu machen.

Ich muss mich bei vielen Menschen für ihre Unterstützung bedanken. Freundliche Unterstützung habe ich bei meinen Recherchen in der Krajina von Ex-Soldaten, meinen Freunden wie von allen anderen Interviewpartnern erhalten. Großen Dank schulde ich Dr. Wolfgang Pensold, der mir über meine Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hinweggeholfen hat, meine Arbeit lektoriert und stundenlang mit mir über die Thematik diskutiert und mich unterstützt hat. Ich möchte mich auch bei meinem Betreuer Herrn Professor Herman Steininger bedanken, der meine Arbeit durch seine Tipps, Hinweise und seine Geduld bereicherte.

Widmen möchte diese Arbeit meinem Vater und meiner Großmutter.

1.Theorie/Methoden

1.1 Forschungsfragen

Der Titel „*Leben an der Grenze*“ bezieht sich nicht nur darauf, dass ich in einem historisch bedeutsamen Grenzgebiet, der Krajina in Kroatien, aufgewachsen bin. Er meint auch andere Dimensionen des Begriffs „*Grenze*“. Konkret will ich verschiedene Facetten des Themas „*Leben an der Grenze*“ untersuchen: Welche Rolle spielen Grenzen im Sinne von geografisch-staatlichen Grenzen in diesem Gebiet, die schon seit 500 Jahren bestehen? Welche Bedeutung haben Grenzen im ethnologisch-kulturellen Sinn, also Grenzen zwischen den ansässigen Volksgruppen? Woher stammen Grenzen im kulturell-psychologischen Sinn, etwa Stereotypen und Klischees, die in den Köpfen der Menschen gewachsen sind und den letzten Krieg und die ethnischen Vertreibungen ermöglicht haben? Dazu gehören Phänomene wie ethnisch geschürter Hass, religiöse Hetze und kulturelle Konflikte. „*Der Gegenstand der Forschung ist jedoch stets der gleiche: die Realität, wie sie in einer bestimmten und besonderen kulturellen Weise gestaltet wird.*“¹

Der empirische Teil meiner Arbeit soll sich auf verschiedene Quellen stützen. Ausgehend von Literaturrecherche in der Hermeneutischen Methode soll das Thema nach dem so genannten Schneeballsystem entwickelt werden: im Forschungsprozess tauchen Fragen auf, die untersucht werden und ihrerseits wieder neue Fragen aufwerfen. Meine Forschung basiert auf einem vierwöchigen Forschungsaufenthalt in meiner ehemaligen Heimat, wo ich durch *Qualitative Interviews*² mit Soldaten und Bewohnern sowie *Teilnehmende Beobachtung* Erkenntnisse über die einheimischen Menschen und ihre Geschichte, die auch meine Geschichte ist, bekommen habe. Ich habe die Kriegserlebnisse und den Exodus dieser Menschen behandelt, und auch die Rückkehr mancher von ihnen. Ich habe aber auch die behandelt, die nicht zurückgekehrt sind, die heute auf der ganzen Welt verstreut leben und sich heute über *Social Networks* wie *Facebook* wieder finden. Schließlich habe ich auch den

¹ Čapo Žmegač, Jasna; Jöhler, Reinhard; Kalapoš, Sanja; Nikitsch, Herbert (Hg): Kroatische Volkskunde/Ethnologie in den Neunzigern. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 22. Wien 2001. S. 139.

² Siegfried Lamnek: *Qualitative Sozialforschung*. Band 1: Methodologie, Weinheim 1995. Siegfried Lamnek: *Qualitative Sozialforschung*. Band 2: Methoden und Techniken, Weinheim 1995.

Umstand behandelt, dass die alten Dörfer neu im Internet entstehen. Bei all diesen Interviews war mir klar, dass mir als Interviewerin eine besondere Bedeutung als „*ein wichtiges Instrument bei der Sammlung von lebensgeschichtlichen Daten*“ zukam.³

Vor allem aber habe ich mich auf *Autobiografische Forschung*⁴ konzentriert, das heißt auf die Rekonstruktion und Bewertung meiner eigenen Vergangenheit und Geschichte in diesem Zusammenhang. Dabei habe ich mich auf die letzten 30 Jahre meines Lebens konzentriert, beginnend in meiner Kindheit und bei meinen Kriegserfahrungen. Natürlich ist mir auch dahingehend klar, dass ich als Kind Krieg ganz anders erlebt habe, als ich ihn heute sehe. Es geht mir darüber hinaus vor allem darum, wie der Krieg mein Leben verändert hat und wie sehr er es heute noch prägt. Eine Facette wird dabei die Nostalgie sein, die Auseinandersetzung mit dem Vergangenen, mit der verlorenen Heimat, der verlorenen Kindheit. Eine andere Frage ist die, wie man sich als Migrant fühlt und an welche Grenzen man im neuen Leben stößt.

1.2 Autobiografische Methode

Die wichtigste Methode, die ich benutze, um diese Arbeit zu schreiben, ist die Autobiografie. Das Wort Autobiografie stammt aus dem Griechischen, von „*autós*“, das bedeutet „*selbst*“, und von „*bíos*“, „*Leben*“, sowie von „*gráphein*“, was für „*beschreiben*“ steht. Autobiografie heißt demnach Beschreibung des eigenen Lebens. Auch Georg Misch definiert in seiner mehrere Bände umfassenden *Geschichte der Autobiographie* die Autobiografie als Beschreibung eines individuellen menschlichen Lebens durch das Individuum.⁵ Nach Misch kann man die wichtigsten Richtungen der zeitgenössischen Autobiografie schon in der antiken Welt erkennen. Die Autobiografie ist stilistisch eine Art interne Form, eine bestimmte Gattung von Literatur und originelle Interpretation, bei der eine Identität von AutorIn und Thema vorliegt. In seiner Autobiografie sucht der Autor/die Autorin seine/ihre Identität in dem, was war oder aktuell ist. Man könnte über die Autobiografie auch sagen, mit ihr schaffe der Autor/die Autorin ein Bewusstsein von sich selbst. Man stellt Fragen nach den

³ Young, Kimball: *Personality and Problems of Adjustment*, London: 1947, S. 257; zit. n.: Werner Fuchs-Heinritz. S. 208.

⁴ Judith Barrington: *Erinnerungen und Autobiografie schreiben*, Übersetzt von Kerstin Winter. Bonn 2004.

⁵ Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie*, Frankfurt am Main 1969, S. 5.

persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen und versucht, sie zu beantworten. Doch die Erinnerungen und Erfahrungen sind nicht objektiv, sondern subjektiv geprägt. In jeder persönlichen Geschichte sind die Erfahrungen einer Person eingewebt, die nicht unabhängig und isoliert ist, sondern auch eine Kultur reflektiert, in der die Person aufgewachsen ist. Umwelt und Gesellschaft, Bildung, Sprache und andere Menschen; alle diese Faktoren haben dazu beigetragen, wie der Mensch heute ist. Aber auch die schreibende Person selbst nimmt subjektiv Einfluss: in einem autobiografischen Text zeigt sie schließlich ihren Ausweis, ihr persönliches Zeugnis und retuschiert deshalb mitunter das Bild, welches ihr fortan anhängen wird. Außerdem ist das Schreiben der eigenen Lebensgeschichte auch von kulturellen Formen geprägt:

„Lebensgeschichte verstehen wir meist als ganz privates Thema. Es läßt sich jedoch leicht zeigen, daß wir bei der Strukturierung unserer Erfahrungen zu einer Lebensgeschichte, die andere verstehen können, auf gemeinsam geteilte Ordnungsprinzipien zurückgreifen, die es uns überhaupt erst erlauben, die privat-persönlichen Inhalten (sic) zu übermitteln bzw. aufzunehmen. Auch die alltäglichen Erinnerungsgeschichten, lustige Begebenheiten oder glückliche Ereignisse sind gefärbt von Erzählschemata der Volksüberlieferung – Märchen, Sage, Schwank.“⁶

Das heißt, wir benutzen eine bestehende Form, auch wenn wir unsere eigene, private Geschichte erzählen: *„Jede Autobiographie, jeder ‚gelungene‘ Brief, jedes Gespräch, jede Erzählung“* ist *„sowohl durch Tradition als auch durch individuellen Stil geprägt.“⁷* Ohne eine solche kulturell definierte Form würde biografische Forschung gar nicht funktionieren:

„Die Verfahren der Erhebung von Lebensgeschichten schließen an alltägliche Praktiken an, an kulturelle Formtraditionen, an Gewohnheiten des sozialen Lebens. Wären es die Menschen nicht gewohnt, aus Lebensgeschichte zu erzählen, hätten sie nicht schon autobiographische Texte gelesen, wüßten sie nicht, wie man im Sinnhorizont der Biographie denkt, spricht und handelt, ginge biographische Forschung ins Leere.“⁸

⁶ Neumann, Siegfried: „Arbeitserinnerungen als Erzählungsinhalt“ in: G. Heilfurth und I. Weber-Kellermann, (Hrsg.), Arbeit und Volksleben. Göttingen 1967, 74-284 S. 281; vgl.: Werner Fuchs-Heinritz. S. 25.

⁷ Lehmann, Albrecht: „Autobiographische Methode. Verfahren und Möglichkeiten“, in: Ethnologia Europaea, 11 (1978/80), 1, 36-54, S. 199; n. Fuchs-Heinritz, Werner. S. 25.

⁸ Werner Fuchs-Heinritz. S. 13.

„Beinahe täglich sterben heutzutage Angehörige der Kriegsgeneration hinweg, und mit jedem Dahingehenden verschwindet auch ein Lebenslauf, ein Stück Geschichte“,⁹ diese Mahnung von Brednich aus dem Jahr 1979 bezieht sich auf die Generation des Zweiten Weltkrieges, aber sie gilt auch für den Jugoslawienkrieg. Die Überlebenden sterben oder sie wenden sich als Auswanderer von ihrem früheren Leben ab. Sie wollen mit den schmerzhaften Erinnerungen nicht mehr konfrontiert werden. Ihre Kinder, die als amerikanische oder sonstige Staatsbürger zur Welt kommen, erfahren mitunter gar nichts mehr von dieser Vergangenheit.

Da ich selbst die Geschichte des Krieges erlebt habe, werde ich mich vor allem auf meine eigene Lebensgeschichte stützen. Ich war eine Beobachterin dieses Krieges, habe viele Facetten am eigenen Leib und in meinem unmittelbaren Umfeld erlebt. Die zentrale Methode, die ich für meine Masterarbeit benutzen werde, ist also die *Autobiografische Methode*. Dabei stellt sich zuallererst die Frage, was eine Autobiografie von der bloßen Erinnerung unterscheidet. Der Umfang ist es nicht, denn manche Erinnerungen sind sehr umfangreich und enthalten ähnlich viel Material wie eine Autobiografie. Es ist das zentrale Thema: eine Erinnerung ist lediglich eine Geschichte aus dem, während eine Autobiografie die Geschichte eines Lebens darstellt.¹⁰ Eine Erinnerung reproduziert nicht einen ganzen Lebenslauf, wie die Autobiografie das tut. Da es bei der Autobiografie aber um das ganze Leben geht, besteht die Gefahr, dass die Arbeit ausufert. Dagegen ist es bei der Erinnerung sehr wichtig, das relevante Thema zu erkennen und sich darauf zu beschränken.¹¹

Es gibt unterschiedliche Formen, seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben; manche sind sehr ähnlich einem Essay.¹² Dabei ist es beim Verfassen einer Autobiografie nötig, sich mit dem Begriff der Wahrheit auseinanderzusetzen, mehr, als beim Verfassen eines anderen Genres. Die grundsätzliche Frage, ob eine einzelne Person die ganze Wahrheit kennen kann, ist zu verneinen. Aber eine Person kennt ihre subjektive Wahrheit, die durch die Erinnerungen anderer Personen ergänzt und objektiviert werden kann. Eine andere Frage ist, wie ein betroffener Mensch seine eigene Geschichte wiedergibt. Die Erinnerung an Ereignisse

⁹ Brednich, Rolf Wilhelm: „Zur Anwendung der biographischen Methode in der Volkskundliche Feldforschung“, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), 279-329, 285; zit. n.: Werner Fuchs-Heinritz: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2000, S. 117.

¹⁰ Judith Barrington: Erinnerungen und Autobiografie schreiben, 2004. S. 18.

¹¹ Judith Barrington, S. 19.

¹² Judith Barrington, S. 45.

verändert sich durch das Erinnern und Niederschreiben.¹³ Das muss aber nicht notwendigerweise negativ sein. Der Prozess des Erinnerns und Formulierens kann auch als eine Möglichkeit des Objektivierens verstanden werden, des kühlen Abwägens und Relativierens von ursprünglich impulsiven Emotionen. Dabei muss der Autor einer Autobiografie damit umgehen, dass seine Erinnerungen erneut schmerzlich sein können. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass längst vergangene Ereignisse keinen Einfluss auf das Leben der Gegenwart haben.¹⁴ Die Vergangenheit wirkt nach, zwingt, die Emotionen von damals wieder zu durchleben. Dahingehend ist es nötig, affektive Reaktionen zu vermeiden. Beim Schreiben über Menschen, die den Autor/die Autorin verletzt haben, dürfen Rachegefühle keine Rolle spielen. Darunter leidet meist nicht nur die Glaubwürdigkeit des Texts,¹⁵ sondern auch die Wahrheit.

¹³ Judith Barrington, S. 61.

¹⁴ Judith Barrington, S. 108.

¹⁵ Judith Barrington, S. 127.

2. Geschichte

2.1 Balkan – zwischen Habsburgerreich und Osmanischem Reich

Es ist bekannt, dass ein Krieg Unglück über die Gesellschaft bringt; jeder kulturelle Fortschritt wird durch die Zerstörung gestoppt. Es ist aber kaum möglich, das Ausmaß der Tragödie zu überblicken, die über dieses Gebiet kam, dem sich die vorliegende Arbeit widmet: der *Krajina* im Grenzgebiet des heutigen Kroatien und Bosnien. Dabei handelt es sich um eine Region am Balkan, durch den jahrhundertlang die Konfliktlinien rivalisierender Großmächte verliefen, wo Religionen die Menschen trennten und wo Zivilisation zwischen den Blöcken zerrieben wurde. Besiedelt wurde der Balkan im Mittelalter durch Serbokroaten, eines der ältesten Völker in Europa. Sie lebten am Rand des ehemaligen Weströmischen Reiches oder später des Frankenreiches. Die Serbokroaten gehören zu den südslawischen Völkern. Ihre Sprache gehört der indo-europäischen Sprachfamilie an. In kultureller und religiöser Hinsicht gehören die Kroaten zur westeuropäischen, römischen Zivilisation bzw. die Serben zum griechisch-orthodoxen Kreis. Seit dem Schisma im 11. Jh. zog sich die Scheidelinie zwischen dem römisch-katholischen Einfluss und dem byzantinisch-orthodoxen quer durch das Balkangebiet. Den Kroaten fiel der Westen, den Serben der Osten zu. Ab dem 15. Jh. nahmen auch die moslemischen Osmanen Einfluss auf den Balkan, fortan überlagerten sich in diesem Raum drei große Religionen, der Katholizismus, die Orthodoxie und der Islam.

Im Jahr 1453 eroberten die Osmanen Konstantinopel. Schon vorher hatten sie fast den gesamten Balkan unterworfen. Nur im Mittelmeerraum, auf Rhodos, wurden sie durch die Ritter des Johanniterordens aufgehalten, im Norden durch das Königreich Ungarn.¹⁶ Nach dem Fall des bosnischen Königreichs 1463 versuchte der ungarische König Matthias Corvinus, die Osmanen an der kroatischen Grenze aufzuhalten, doch er hatte dabei keinen dauerhaften Erfolg. Wegen der herrschenden Unsicherheiten waren die kroatischen Adeligen im Grenzgebiet, vor allem in Pounje, dem Landstreifen an beiden Ufern der Una, gezwungen, Hilfe beim Papst, in Venedig, beim deutschen Kaiser Maximilian, und bald auch beim Habsburger Erzherzog Ferdinand zu suchen. Es gab häufig Angriffe und Überfälle der

¹⁶ Gunther E. Rothenberg: Die Österreichische Militärgrenze in Kroatien 1522 bis 1881, Wien, München 1970, S. 16.

Osmanen. Nikolaus Zrinski III.¹⁷, Adelige und Herrscher in der kroatischen Stadt Zrin, suchte Unterstützung. Er schloß im Jahr 1524 einen Vertrag mit dem österreichischen Erzherzog Ferdinand über die Übergabe von *Novi Novi*.¹⁸ So begann die Geschichte des habsburgischen militärischen Grenzlands. Erzherzog Ferdinand war der einzige, der Zrinjski bei der Verteidigung gegen die Osmanen unterstützte und sich an der Befestigung Pounjes beteiligte. Über den Gesandten Ulrich Leisser schickte Ferdinand 1524 Waffen; Leisser war aber auch in besonderer Mission unterwegs, er sollte nicht nur die Probleme der Verteidigung an der Una untersuchen, sondern auch die Beziehung Zrinjskis zu den bosnischen Osmanen.¹⁹ Nikolaus Zrinjski III. fühlte sich aber noch immer nicht sicher, deshalb handelte er 1530 einen Waffenstillstand mit den Osmanen aus, in dem er sich zur Zahlung eines Tributs verpflichtete. Er war bereit, sich eine ruhige Nachbarschaft zu erkaufen. Doch als er 1534 starb, weigerten sich seine Söhne Nikolaus IV. und Ivan weiterhin den Tribut an die Osmanen zu bezahlen. Sie opferten den Frieden und begannen ihrerseits osmanische Besitzungen an der Una zu verwüsten. Durch ihren Vertragsbruch brach auch der zwischen dem Sultan und Erzherzog Ferdinand geschlossene Waffenstillstandsvertrag.²⁰

Die Spannungen hielten an und weiteten sich zu einem ständigen Grenzkrieg aus:

„So kam es dann in zwölfter Stunde im Jahre 1578 endlich zur Errichtung eines innerösterreichischen Hofkriegsrates und zur Betrauung des Landesfürsten Erzherzog Karl mit dem `ewigen und immerwährenden Generalrat der windischen und kroatischen Grenzen´. (...) Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten die innerösterreichischen Stände die katastrophalen Folgen erkannt, die der Übergang des kroatisch-slawnische Vorfeldes in türkische Hände nach sich ziehen mußte. Schon damals waren bedeutende materielle und blutige Opfer zur Verteidigung Kroatiens gebracht worden, obwohl dies eigentlich Sache der Ungarn gewesen wäre.“²¹

In der Folge tobte in der Region *Krajina* ein blutiger Konflikt, der mit geringen Unterbrechungen über 300 Jahre lang andauerte. Diese einst blühende und mit Wohlstand gesegnete Region versank in einer endlosen Reihe von Kriegen und Verwüstungen. Die

¹⁷ Die Zrinskis sind eine kroatische Adelsfamilie, die im Mittelalter bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das politische, kulturelle und soziale Leben in Kroatien stark beeinflusste.

¹⁸ Dvor na Uni od prijeslavenskog doba do nasih dana: Zbornik naučnih i publicističkih radova, izdavač (Dvor an der Una, von der vorslawischen Zeit bis zum heutigen Tag; Sammlung wissenschaftlicher und publizistischer Arbeiten); 1991. S.103.

¹⁹ Dvor na Uni, S. 103.

²⁰ Dvor na Uni, S. 126.

²¹ Günther Probszt-Ohstorff: Die Windisch-Kroatische Militärgrenze und ihre Vorläufer. Graz 1967, S. 28.

Folgen spiegelten sich im wirtschaftlichen Niedergang und der Entvölkerung sowie in der kulturellen Rückständigkeit der Region. Es folgten religiöse und ethnische Gegensätze, die zu Konflikten und zu unsicheren und schlechten Lebensbedingungen der Bewohner führten. Trotzdem demonstrierten sie ihre Vitalität und Unbeugsamkeit und forderten ihr Recht auf ein besseres Leben ein. Es besteht kein Zweifel, dass in diesen Jahrhunderten der Konfrontation zweier Supermächte, des Habsburgerreiches und des Osmanischen Reiches, schlimmste Bedingungen herrschten:

„Das Osmanische Reich war vor allem ein Staat mit einer aggressiven Ideologie, denn das moslemische Gesetz und das religiöse Bekenntnis machte es jedem Rechtgläubigen zur unbedingten Pflicht, den Ungläubigen zu unterwerfen, ihn zum Islam zu bekehren oder ihm zumindest Tribut aufzuerlegen. Die Osmanen betrachteten sich selbst in ständigem Kriegszustand mit der nicht-moslemischen Welt, und jeder unterschriebene Friedensvertrag wurde als ein nur befristeter Waffenstillstand angesehen.“²²

Auf der anderen Seite wurden die Menschen vom Habsburgerreich für die Verteidigung ihrer Grenzregionen eingespannt:

„Entlang der ganzen Grenze zum Osmanischen Reich, von der Adria bis zu den Karpaten, wurde eine Kette befestigter Wachposten, die sogenannten Tschardaken, eingerichtet. An der Kroatischen Militärgrenze gegenüber den stets unruhigen bosnischen Provinzen bestanden die Tschardaken aus einem auf Pfählen errichteten hölzernen Blockhaus mit einer rundum laufenden Beobachtungsgalerie und einer Leiter, die bei Gefahr eingezogen werden konnte. Laut Vorschriften mußten diese Posten in Musketenschußweite voneinander entfernt sein. Gewöhnlich waren sie mit einer Abteilung unter Führung eines Korporals oder Feldwebels bemannt, und ein höherer Offizier war in einem der kleinen Forts stationiert, die manchmal über eine Kanone verfügten.“²³

Der gewöhnliche „*kleine Mann*“, seine Familie, sein Besitz und seine Menschenwürde wurden in dieser Grenzregion immer wieder bedroht und unterdrückt, abwechselnd von österreichisch-christlichen und osmanisch-moslemischen Feudalherren. Die Obrigkeiten pressten den Steuerzahlern immer neue Notfall-Kriegssteuern ab, und oft fiel alles, was die Menschen produzierten, der rücksichtslosen Plünderung durch kriegsführende Armeen zum Opfer. Dabei ist es müßig zu sagen, ob es sich um deutsche und spanische Söldner oder um osmanische Janitscharen und Akindschi („*Akindzije*“) handelte. Durch die rücksichtslose

²² Gunther E. Rothenberg, S. 21.

²³ Gunther E. Rothenberg, S. 118.

Destruktivität der Großmächte wurden regelmäßig Siedlungen niedergebrannt und so die Grundlagen des wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Daseins zerstört. Aber die schlimmsten Zerstörungen des Krieges waren jene der zwischenmenschlichen Beziehungen, was zu ernststen Konflikten zwischen den Bewohnern verschiedener Nationalitäten und Konfessionen führte. Religiöse Konflikte brachen immer wieder auf:

„Die Grenzer waren durchweg überzeugte Griechisch-Orthodoxe, ob es sich nun um Walachen, Uskoken, oder Raskianer handelte, und ihre verschiedenen Privilegien bestätigten ihnen immer wieder ihr Recht, ihren Glauben und ihre religiösen Bräuche beizubehalten. Der kroatische Adel andererseits war streng katholisch und diesen `Schismatikern` durchaus feindlich gesinnt. In einem gewissen Grad hatten alle diese Schwierigkeiten schon seit den Anfängen des Militärgrenzsystems bestanden, aber bis zum letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts waren die Stände Kroatiens durch die stets drohende Türkengefahr auf den Schutz Österreichs angewiesen.“²⁴

Bei den Menschen selbst, den Bauern, erzeugte die gemeinsame Bedrohung aber auch ein Gemeinschaftsgefühl:

„Obwohl in jener Zeit das Bewußtsein einer südslawischen Gemeinschaft noch sehr gering war, hatte der dauernde Kriegszustand zwischen Österreich und dem Osmanischen Reich die Menschen in ständige Berührung mit ihren Landsleuten jenseits der Grenze gebracht. Während die Kluft zwischen Katholiken und Orthodoxen sehr groß war, bildete die Militärgrenze, wo orthodoxe Serben und katholische Kroaten ein gemeinsames Schicksal teilten, ein einigendes Band zwischen den südslawischen Volksgruppen.“²⁵

2.2 Dvor na Uni

Die Gegend, die das Hauptthema dieser Arbeit bildet, ist eine kleine Ortschaft namens *Dvor na Uni*. Der Ort liegt in einem relativ rückständigen Agrargebiet. Angesiedelt in der ehemaligen militärischen Grenzzone, zeigt sich an Dvor die räumliche Besonderheit des ehemaligen Grenzgebiets zwischen Österreich und dem Osmanischen Reich. Dvor wurde auf einem ein wenig erhabenen Plateau am linken Ufer des Flusses Una erbaut, unmittelbar anschließend an *Novi Grad* (früher *Novi Novi*, dann *Bosanski Novi*, heute *Novi Grad*), wo

²⁴ Gunther E. Rothenberg, S. 63.

²⁵ Gunther E. Rothenberg, S. 159.

eine neue Renaissance-Festung am Flussufer der Una gebaut wurde. *Novi Grad* wurde eine der Städte, die sich zu Hochburgen des kroatisch-österreichischen Feudalstaats in der Verteidigungslinie gegen eindringende osmanischen Truppen entwickelten.²⁶ Die Grenze an der Una war eine sehr wichtige strategische Grenze.

Auf der Seite der Osmanen kämpfte bei *Novi Grad* an der Una übrigens auch Sokollu Mehmed Pascha gegen kroatische und steirische Soldaten.²⁷ Mehmed Pascha war ein gebürtiger Serbe, der, im Kindesalter von Osmanen geraubt, bis zum Großwesir des Osmanischen Reiches aufstieg. Er gilt auch als der Erbauer der Brücke über die Drina bei Visegrad, welcher Ivo Andric ein literarisches Denkmal gesetzt hat.²⁸



Abbildung 1: Die Brücke zwischen Novi Grad und Dvor na Uni; auf der rechten Seite befindet sich das Museum

In unmittelbarer Nähe von *Novi Grad*, und ebenfalls an der Una, liegt Dvor na Uni. Dvor und die Stadt Novi Grad sind beinahe zusammengewachsen, sie werden nur durch die Una getrennt, aber durch eine Brücke über die Una verbunden. In einem alten Museum, das auf der bosnischen Seite der Brücke stand, waren Gegenstände und archäologische Objekte

²⁶ Dvor na Uni, S. 43.

²⁷ Dvor na Uni, S. 129.

²⁸ Ivo Andric: Die Brücke über die Drina. Beograd 2006.

ausgestellt, die zeigten, dass das Zusammenleben von Dvor und Novi Grad eine mehr als zweitausend Jahre alte Tradition hatte.²⁹

Der natürliche Hügel, auf dem Dvor liegt, bewahrte den Ort vor Hochwasser. Es ist eine malerische Gegend, die Umgebung des Una-Tals. Es ist auch ein einzigartiges geografisches Gebiet mit mehreren wichtigen Handelswegen. In dem Bereich öffnet sich das Unatal und bildet schließlich das Tor zum europäischen Südosten Pannoniens. Dieser Raum verfügte schon vor Jahrhunderten lokal und auf übergeordneter Ebene über große Bedeutung, da er eine vielfältige Bevölkerung aufwies und hier ausgeprägte Wanderbewegungen stattfanden; immer wieder zogen Händler und Krieger von Ost nach West und in umgekehrter Richtung. Das Klima in der Region Dvor war vergleichbar dem der sibirischen Taiga. Die Menschen aus Dvor wurden im bosnischen Slang „*Kauri*“ genannt, was soviel bedeutet, wie derjenige, der weggegangen, also über den Fluss gegangen ist. „*Gaur dini*“ meint den, der eine feindliche Religion hat und dort drüben wohnt, in der katholischen Version „*frengi dini*“.³⁰

Wegen der häufigen Einfälle der osmanischen „*Akindschi*“ Mitte des 16. Jhs. und der immer wiederkehrenden Angriffe kam es zu einer Massenflucht der kroatischen Bevölkerung und einem Bevölkerungsrückgang in Dvor.³¹ Viele Einwohner wurden verschleppt und in die Sklaverei gezwungen, andere wurden getötet, weil sie sich wehrten. Epidemien und Hunger, die Begleiter des Krieges, dezimierten die einheimische Bevölkerung zusätzlich und trugen dazu bei, die Abwanderung voranzutreiben. Nach einigen Aufzeichnungen waren mehr als 200.000 Menschen aus etwa 200 Dörfern auf der Flucht, etwa 40.000 Flüchtlinge aus dem Tal der Una, aus Kostajnica und Krupa landeten im Burgenland, an der Grenze zwischen Österreich und Ungarn. Zunächst dachten sie, sie würden irgendwann in ihre Heimat zurückkehren, aber sie hofften vergeblich. Die Angriffe der Osmanen dauerten weitere drei Jahrhunderte an.³²

In den verlassenen Gebieten wurden im 16. Jh. Serben als Wehrbauern zur Abwehr der osmanischen Angriffe angesiedelt.³³ War das Gebiet vor der osmanischen Ära kroatisch geprägt, so übernahmen allmählich die serbischen Ansiedler die Dominanz. Sie stammten vor

²⁹ Dvor na Uni, S. 683.

³⁰ Dvor na Uni, S. 59.

³¹ Dvor na Uni, S. 59.

³² Dvor na Uni, S. 59.

³³ Dvor na Uni, S. 60.

allem aus Mazedonien, Herzegowina, Montenegro und Raska (Südserbien). Sie kamen in kleinen Migrationswellen über Bosnien, Dalmatien und Lika. Der Grund war oftmals Unterdrückung und Vertreibung durch fremde Machthaber, zumeist durch die Osmanen. Da die österreichische Armee in den entfernten Grenzanlagen nicht stark genug war, um die Osmanen zu schlagen, schickten die österreichischen Behörden die Bevölkerung der Grenzgebiete, vor allem Serben und Kroaten, die vor den Osmanen geflohen waren, wieder zurück. Es wurde unmittelbar an der Grenze zum Osmanischen Reich ein spezieller Bereich eingerichtet, genannt *militärische Verteidigung der Krajina* oder *Militärgrenze*.³⁴ Dieses Gebiet war direkt der militärischen Verwaltung in Wien unterstellt.³⁵ In den weiteren Kriegen der Habsburgermonarchie gegen die Osmanen kam der *Militärgrenze* eine sehr wichtige Rolle zu. Die wirtschaftliche Grundlage der *Militärgrenze* war staatlicher Landbesitz. In Dvor wurde Land an die Siedler ausgegeben, verbunden mit der Verpflichtung, den Staat gegen die osmanischen Angriffe zu verteidigen. Die Soldaten erhielten das Land und die Häuser nur unter der Bedingung, einen Militärdienst abzuleisten. Die Bewohner der zuvor kahlen Flächen waren also Soldaten und gleichzeitig Bauern, deren Hauptaufgabe darin lag, gegen die Türken zu kämpfen oder sie zumindest an der Grenze zu halten. Dafür haben die österreichischen Militärbehörden sogar erlaubt, dass die Siedler ihre orthodoxe Religion ausüben durften.³⁶ Die Serben fanden eine neue Heimat in dem schönen Gebiet der Pounje, wo vor ihnen Kroaten lebten, die vor den Osmanen ins Burgenland geflohen waren.

Im Lauf der Zeit gelang es, die Osmanen zurückzudrängen. Das Pounjetal war 162 Jahre lang Teil des Osmanischen Reiches; von 1556 bis 1593 nur seine östliche Hälfte, während der restlichen langen Zeit zur Gänze. In dieser Zeit erfolgte eine schrittweise Islamisierung der lokalen Bevölkerung mit unterschiedlicher Intensität.³⁷ Nach dem großen „*Türkenkrieg*“ Österreich-Ungarns (1683-1699) kam jedoch der Exodus der Muslime aus dem Gebiet von Dvor.³⁸ Im Jahr 1718 befand sich Dvor noch in den Händen der Osmanen und es dauerte mehr als zehn Jahre Krieg, bis die Osmanen zurück über die Grenze gedrängt werden konnten, welche nur ein paar hundert Meter entfernt war.³⁹ Die Bedrohung durch die Osmanen blieb jedoch bestehen, weshalb ein großer Teil der Bevölkerung weiterhin aus ihren

³⁴ Dvor na Uni, S. 146.

³⁵ Dvor na Uni, S. 146.

³⁶ Dvor na Uni, S. 146.

³⁷ Dvor na Uni, S. 62.

³⁸ Dvor na Uni, S. 63.

³⁹ Dvor na Uni, S. 145.

Häusern in sicherere Gebiete flüchtete. Die wichtigsten Ursachen für die Migration der kroatischen Bevölkerung waren neben der Bedrohung Unsicherheit und Angst vor osmanischer Unterdrückung, Zwangsarbeit oder Steuern.

Nach der Zerstörung von *Novi Grad* durch die Osmanen im frühen 18. Jh. kam es ebenfalls zu großen Migrationsbewegungen. Auf dem rechten Una-Ufer wanderten Muslime zu und Serben und Kroaten siedelten sich am linken Ufer an. Die Grenzfragen wurden erst 1742 endgültig gelöst, als praktisch festgestellt wurde, dass die Grenze auf dem Fluss Una verlief.

Die Region wird seither verwaltungstechnisch durch die Una in zwei verschiedene Staaten geteilt. Das Gebiet am rechten Ufer der Una blieb im Osmanischen Reich, danach bei Bosnien und Herzegowina. Das linke Ufer der Una wurde Teil der kroatischen Militärgrenze und später der Landesgrenze Kroatiens. Zuletzt war die Una noch administrative Landesgrenze innerhalb des ehemaligen Jugoslawien.

Um 1742 wurde aus dem alten mittelalterlichen Dorf *Podovi* (oder *Podovljani/ Pundunlan*) der Ort *Dvor na Uni*. Dvor bedeutet auf deutsch „Hof“, ein Name, der angeblich auf folgende Begebenheit zurückgeht. Im Jahre 1775 besuchte der damalige österreichische Kaiser Joseph II. die Grenzregion und übernachtete in einem Haus auf einem Hügel, der eine wunderbare Aussicht auf Bosnien und das Tal der Una bot. Als man ihn am nächsten Morgen fragte, wie er geschlafen hat, antwortete er angeblich, wie am Hof.⁴⁰ Eine andere Anekdote leitet den Namen Dvor folgendermaßen her: Im Jahr 1732 verfaßte der damalige Kommandant von Dvor I. Draskovic einen Bericht über seine Tätigkeit. Seine Unterkunft war zwar eine Holzhütte, doch er hat geschrieben, dass er sich darin fühlte wie in einem Palast.⁴¹ Im Lauf der Zeit erhielt der Dorfname Dvor den Zusatz „na Uni“, um besser von anderen Dörfern namens *Dvor* im Land unterschieden werden zu können; *Dvor na Uni* bedeutet *Dvor an der Una*.

Nach Einrichtung der so genannten „Militärgrenze“⁴² stellte vor allem die serbische Bevölkerung einen lebenden Abwehrschild dar. Im Jahr 1768 umfaßten die Siedlungen im

⁴⁰ Dvor na Uni, S. 45.

⁴¹ Dvor na Uni, S. 111.

⁴² „Im Laufe der Geschichte hatte der Ausdruck `Militärgrenze` unterschiedliche Bedeutung. So bezeichnete eine genau gezogene Trennungslinie, eine Grenzlinie zwischen Landgebieten verschiedener Staaten. Diese ist aber ein verhältnismäßig enger Begriff, und häufiger bezeichnete der Ausdruck ein geographisches Gebiet, dessen eindeutige Begrenzung sich ständig änderte. Ein solches Gebiet konnte entweder der äußerste Siedlungsraum einer eingesessenen Bevölkerung sein – Turners `diesseitiges Ende eines freien Landes` – oder

Gebiet von Dvor 869 Häuser serbischer Grenzsoldaten mit etwa 9.000 Einwohnern.⁴³ In 15 kroatischen Dörfern lebten in etwa 430 Häusern und kroatischen Grenzposten über 5.000 Einwohner, insgesamt also gab es an die 14.000 Bewohner der Gegend von Dvor. Es ist eine unabänderliche Tatsache, dass die serbischen und kroatischen Grenzpopulationen aus Dvor einen großen Beitrag zur Verteidigung der Grenzen geleistet haben. Es gibt viele Beispiele für Mut und Ausdauer der Soldaten aus dieser Region, auch auf den Schlachtfeldern in anderen Teilen Europas. Aber trotz dieses Ruhms ist es eine erschreckende Wahrheit, dass die Betroffenen in den imperialistischen Kriegen, die sie unter fremder Flagge führen mussten, ein unglückliches Dasein fristeten. Die Menschen hatten kaum Möglichkeiten, sich kulturell weiterzubilden. Sie konnten sich jahrhundertlang primär nicht der Architektur, der Bildung, der Wirtschaft, der Kultur und der Kunst widmen. Ihr Leben war eine endlose Reihe von Leiden, von Tod, Verstümmelung und Flucht, Gewalt, Brandstiftung und Plünderung, Hunger und Krankheit. Das alles sind keine guten Voraussetzungen für eine glückliche und glorreiche Vergangenheit. Nicht ohne Bitterkeit heißt es in einem damaligen Volkslied:

*Oj krajino, krvava haljino
S tebe vazda zapocinju kavge,
s krvlju rucak, s krvlju vecera,
svak krvave zvace zalogaje.*⁴⁴

*Oh Krainas blutiges Kleid,
von dir kommt immer nur Streit,
mit Blut zum Mittagessen,
mit Blut zum Abendessen,
jeder Bissen blutig.*

2.3 Österreichische Herrschaft

Das Habsburgerreich hatte eine mehr als tausend Meilen lange gemeinsame Grenze mit dem Osmanischen Reich. An dieser Grenze drohte immer die Gefahr von Überfällen und man

ein Landstreifen, der verschiedene Kulturen und Völker voneinander trennen.“ Gunther E. Rothenberg: Die Österreichische Militärgrenze in Kroatien 1522 bis 1881. Wien, München 1970, S. 9.

⁴³ Dvor na Uni, S. 69.

⁴⁴ Dvor na Uni, S. 71.

mußte Abwehrmaßnahmen einleiten.⁴⁵ Der Wiener Hof und seine Kriegsbehörden betrachteten die *Militärgrenze* unter anderem als eine Möglichkeit, ein gigantisches Militärreservoir zu schaffen, aus dem sie stetig Soldaten ausheben konnten, nicht nur für die Kriege gegen die Osmanen, sondern auch für andere europäische Schlachtfelder. Vom 16. Bis zum 18. Jh. unterstand das Gebiet österreichischen Militärbehörden:

„Noch 1796 erwähnte ein Beobachter, `die Landkarte der Militärgrenze ist farbenprächtig wie ein buntgemustertes Flickwerk; Streifen von Militärland wechseln mit zivilen Besitzungen ab`. Erst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts konnten alle Differenzen bereinigt und das ganze Land innerhalb der kroatischen Militärgrenze tatsächlich unter militärische Kontrolle gebracht werden.“⁴⁶

Nach der Einwanderung der Serben in die *Banija* arbeitete die Wiener Verwaltung an der Umsetzung langfristiger Pläne. Man begann zu christianisieren und zu germanisieren, gegen den Widerstand der serbischen Bevölkerung, die in dieser Region halb europäisch und halb „barbarisch“ lebte. Die Bezeichnung „*Banijac Granicar*“, was soviel bedeutet wie „*Mensch aus Banija*“, stand auch für Diener und Untergebener. Für den kleinsten Ungehorsam wurde die Bevölkerung von den österreichischen Offizieren geschlagen und gedemütigt. Die härteste Zeit für die Bewohner der Krajina war in der Regierungszeit von Maria Theresia von 1740 bis 1780. Die örtliche Polizei verwandelte sich in eine reguläre Armee aus militärischen Einheiten; die Soldaten hatten nun Militärdienst auch an Sonn- und Feiertagen. Die deutsche Sprache war Pflichtfach in den Grundschulen und Amtssprache in Justiz, Verwaltung und Armee.

Kultureller Fortschritt im Sinne ihrer eigenen Wurzeln war den Menschen daher nahezu unmöglich. Die Bewohner hatten eine Verpflichtung zur Teilnahme an öffentlichen Arbeiten, vor allem beim Bau von militärischen Einrichtungen, Straßen, Brücken und dergleichen. Sie waren verpflichtet, die wichtigsten Geschäfts- und Poststraßen zu erhalten, die Flüsse zu pflegen und ihre Schiffbarkeit zu gewährleisten, Feuchtgebiete trockenzulegen, aber auch Holztransporte zu erledigen, am Bau von staatlichen Gebäuden mitzuwirken, an Kirchen, Schulen, an der Wasserversorgung, an Dämmen usw. Allmählich verwandelte sich die Militärgrenze in ein großes „Militärlager“, wo beachtliche militärische Kräfte der Habsburger

⁴⁵ Gunther E. Rothenberg, S. 118.

⁴⁶ Gunther E. Rothenberg, S. 123.

konzentriert waren. Die Kinder wurden sozusagen als Soldaten geboren und starben als Soldaten. Zur Zeit Marias Theresia erwachsen aus jedem Haus in der Krajina fünf bis neun Soldaten. Es gab eigene Genossenschaften, die für die Sicherheit von Familien von Soldaten sorgten, welche in den Krieg zogen, und vor allem auch, wenn diese nicht mehr aus dem Krieg zurückkehrten. Mitglieder der Genossenschaften kümmerten sich um die Frauen und Kinder. Andererseits waren die Menschen gezwungen, für den Staat unbezahlt zu arbeiten, und Steuern auf ihr Obst und Gemüse, ihre Felder, Weinberge und Wiesen zu entrichten. Unter militärischen Gesichtspunkten war die *Militärgrenze* effizient, das Gebiet bildete eine große übersichtliche Region. Die Prinzipien des Soldaten und des Bauern wurden in einem einzigen Modell verwirklicht. Der Soldat war fest mit dem Land verbunden und benutzte dieses kostenlos. Das Ziel war somit eine solide ausgebildete, starke und tapfere Armee zu schaffen, die in der Lage war, sich selbst zu versorgen und nicht auf Kosten des Staates erhalten werden musste. Die „*Krajisniks*“ waren treue Soldaten, Deserteure waren sehr selten. Sie lebten nahe der Natur, hatten ihre eigenen Medikamente und Kräuter, achteten das Fasten, vor allem als orthodoxe Christen, und hielten sich auch sonst an die strengen religiösen Vorschriften.⁴⁷

„Ursprünglich wurde die Militärgrenze im 16. Jahrhundert zum Schutz gegen das türkische Vordringen sowie als dynamische Maßnahme errichtet, um den unbotmäßigen ungarischen Adel in Schranken zu halten. Während der ersten zwei Jahrhunderte ihres Bestandes wurde sie hart bedrängt, und ganze Generationen wuchsen in dieser Zeit eines ununterbrochenen Kleinkrieges heran und kannten nichts als den ewigen Wechsel zwischen Verteidigung und Angriff. Aber im Laufe des 18. Jahrhunderts war die türkische Gefahr bedeutend geringer geworden, das Osmanische Reich auf dem beste Wege, zum 'kranken Mann Europas' zu werden, und die Aufteilung seines Erbes wurde eines der wichtigsten politischen Probleme der europäischen Mächte.“⁴⁸

Ab dem 18. Jh. vollzog sich eine Schwächung des Osmanischen Reiches und die *Militärgrenze* verlor an Bedeutung:

„Am 1. August 1873 trennte man die zivile und die militärische Verwaltung der Regimenter. Bildungs-, Rechts- und Religionsangelegenheiten wurden dem Sabor übergeben; die 31 Verwaltungsbezirke wurden abgeschafft und sechs neue Komitate gebildet. Gleichzeitig verabschiedete ein kaiserliches Edikt mit Wirksamkeit vom 1. Oktober 1873 formell die

⁴⁷ Dvor na Uni, S. 148.

⁴⁸ Gunther E. Rothenberg, S. 222.

*letzten Grenzerregimenter. Die Offiziere wurden in die reguläre Armee, respektive in die Reserve überstellt oder pensioniert; bereits gemusterte Grenzer kamen entweder in die vier neu eingerichteten Regimenter (Nr.53, 70,78 und 79) oder zur Reserve. Damit endete am 1. Oktober 1873 die Militärgeschichte der Grenzer.*⁴⁹

1881 wurde die bislang autonome Region der *Militärgrenze* abgeschafft und im Jahr 1882 wurde das Gebiet Kroatien einverleibt.⁵⁰ Das Gebiet der *Militärgrenze* verlor endgültig seine militärische Bedeutung, als Österreich-Ungarn Bosnien-Herzegowina annektierte. Man hielt das Land seit 1878 besetzt und vollzog 1908 die endgültige Annexion. Es wird oft behauptet, dass die Annexion älter sei als die Okkupation, und dass Österreich-Ungarn von Anfang an über bosnisch-herzegowinisches Gebiet herrschte, als sei es ein Teil der Monarchie. Im Jahr 1882 diskutierte man über eine mögliche Annexion, aber in der dualistischen Monarchie konnte man sich vorerst nicht auf eine Zuteilung des Landes zu einer der beiden Reichshälften einigen. Im Sommer 1896 beschloss man, die Annexion erst dann durchzuführen, wenn ein Zerfall des Osmanischen Reiches bevorstünde.⁵¹ 1908 war es soweit; Bosnien-Herzegowina wurde offiziell durch die Habsburgermonarchie annektiert.

2.4 Die Kriege am Balkan

Aus dem Ersten Weltkrieg gingen die Menschen von Dvor na Uni ärmer hervor als sie im letzten Jahrhundert waren. Außerdem zahlten sie, Serben wie Kroaten, einen hohen Blutzoll auf fremden Schlachtfeldern an der italienischen und an der russischen Front. Bosnische und kroatische Serben aus der Region sahen sich gezwungen, gegen Serbien zu kämpfen. Wie viele Menschen aus der Region im Krieg getötet oder verstümmelt wurden, ist nicht bekannt. 1918 gab es große politische Veränderungen. Nach dem Ende der Habsburgermonarchie konnte ein gemeinsamer jugoslawischer Staat gegründet werden, der das politische Leben in Dvor und Umgebung gravierend veränderte. Die Bewohner der Region, vor allem die, die der serbischen Volksgruppe angehörten, sahen die Auflösung der Habsburgermonarchie als eine wahre nationale Befreiung und als eine Vereinigung der Serben mit den Kroaten. Für sie war dieses die Verwirklichung eines jahrhundertealten Traums, in einem gemeinsamen Staat mit

⁴⁹ Gunther E. Rothenberg, S. 216.

⁵⁰ Dvor na Uni, S. 149.

⁵¹ Jasmina Nuhanovic: „Annexion von Bosnien und Herzegowina zur Zeit der Österreich – Ungarischen Monarchie“ – eine kulturgeschichtliche Studie, Diplomarbeit. Wien, 2009, S. 32.

ihren Landsleuten in Serbien zu leben. Die wichtigste politische Parole war die der „nationalen Einheit“ zwischen Serben und Kroaten als zwei Stämme einer einzigen Nation.

Nach Jahrhunderten des Lebens unter fremder Herrschaft, nach dem Elend im Krieg zwischen 1914 und 1918 und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie entstand erstmals ein gesamtjugoslawischer Staat, genannt Königreich SHS (der Serben, Kroaten und Slowenen). Dieser jugoslawische Staat war die Verkörperung einer nationalen Idee der Einheit der südslawischen Ethnien. Für Dvor bedeutete das zumindest, dass der Ort nicht mehr an einer Staatsgrenze lag. In Dvor herrschte zwar im Zeitraum zwischen den beiden Weltkriegen auch Streit zwischen den Volksgruppen, doch gab es immer auch Parteien, welche sich bemühten, ein gutes Verhältnis zwischen Serben und Kroaten herzustellen. Dvor war durch Serben und Kroaten gemischt besiedelt. Nach der Volkszählung von 1931 gab es 26.579 Einwohner, von denen 24.453 Serben, 1.696 Kroaten und 430 anderer ethnischer Zugehörigkeit waren.

Bis zum Zweiten Weltkrieg war für die ärmliche Region nicht viel Zeit sich wirtschaftlich zu erholen. Schon 1939 und 1940 kursierten kommunistische Ideen, doch zuvor gab es Krieg, bevor sich diese verwirklichten.

Im Zweiten Weltkrieg regierte in Kroatien das faschistische „Ustascha“-Regime, das mit dem nationalsozialistischen Deutschland verbündet war. Die kroatischen Faschisten herrschten auf sehr blutige und brutale Art und schreckten auch vor Massenmord an Zivilisten nicht zurück. In diesen Grausamkeiten wurzelt der Hass zwischen den Serben und Kroaten, der Jahrzehnte später wieder ausbrach. Rassistisch motiviert, wurden ganze serbische Dörfer ausgelöscht, um die Gebiete ethnisch zu säubern. Kinder, Frauen und ältere Menschen fielen den Mordaktionen ebenso zum Opfer wie junge Männer. Außerdem wurden in Zusammenarbeit mit katholischen Priestern serbische Zivilisten, meist Bauern, gezwungen, die katholische Religion anzunehmen. Es war eine Genozid-Politik des faschistischen Ustascha-Regimes, die serbische Bevölkerung im Bereich des nun unabhängigen Staates Kroatien zu eliminieren. Serben waren in Kroatien Bürger zweiter Klasse.⁵² Zwangstaufen („*Pokrstavanje*“) und Liquidationen waren an der Tagesordnung, außerdem die Zerstörung von Kirchen, Klöstern und anderen Symbolen serbischer Kultur. Damit wollte man jede Spur der Existenz der serbischen Volksgruppe in der Region verwischen. Dahingehend gibt es auch viele Beispiele in Dvor.

⁵² Dvor na Uni, S. 328.

Wie schon erwähnt, war es eine Ustascha-Methode im Gebiet der Banija, Serben durch Taufen in Katholiken umzuwandeln. Die Zwangstaufen waren aber nicht die einzige und schlimmste Form des Terrors, es gab Festnahmen und Inhaftierungen und schließlich auch Liquidierungen von Menschen, zunächst heimlich an versteckten Orten, später sogar öffentlich. Eine andere Methode war die Vertreibung der Serben. Alle Serben zu vertreiben, schien jedoch aus dem Grund nicht möglich, weil die Ustascha-Spitzen fürchtet mussten, dass kriegerische Elemente der serbischen Population oder ihre Nachkommen schließlich in der Lage sein könnten, zurückzukehren und Rache zu nehmen. Als Folge davon wurde die wichtigste Methode der ethnischen Säuberung der Massenmord an den Menschen der Region, das Niederbrennen ihrer Dörfer und die Zerstörung der von Generationen erworbenen und geschaffenen Vermögenswerte. Wegen der ständigen Terrorisierungen bekamen die Menschen Angst und spürten ein Gefühl der Hilflosigkeit und Verlassenheit. Es war das erklärte Ziel der Ustascha, Zigeuner, Juden und Serben zu vernichten. Daher gab es in den Dörfern grausame Gemetzel, Raubzüge, Verbrennungen, Demütigungen und Vergewaltigungen.⁵³ Die Ustascha konnte ihre Pläne leicht umsetzen. Es gab niemanden, der auf Seite der Serben eingriff; sie besaß außerdem die Unterstützung der deutschen Besatzungsmacht. Vor diesem Hintergrund entstand die Idee der totalen Vernichtung der Serben. Ein Leitspruch der Ustascha lautete *„Srbe na Vrbe“*, was soviel heißt wie *„Serben auf die Weide“*, oder anders interpretiert: *„Hängt die Serben am nächsten Baum auf!“*. So viel Hass für die Serben und Kroaten von Dvor war ziemlich überraschend, weil die Beziehung zwischen den beiden Volksgruppen in Dvor na Uni vor dem Krieg nicht nur tolerant, sondern sogar freundlich und durchaus korrekt war. Demütigungen bildeten jetzt den Auftakt des Horrors. Jeden Tag erfolgten Verhaftungen, wurden Männer, Kinder und Frauen weggebracht.⁵⁴ Manchmal wurden sie bis zur Brücke über die Una gebracht, dort erschossen und in den Fluss geworfen. „Das Werfen von der Brücke“ hatte eine quasi-rituelle Bedeutung, voll mit unvergleichlichem Zynismus: die Opfer wurden sozusagen heimgeschickt zur *„Mutter Serbien“*.⁵⁵

In der Geschichte von Dvor na Uni taucht immer wieder der Name eines katholischen Priesters auf, der einer der Anführer und Inspirator der Verbrechen in Dvor war: Antun Đurić.

⁵³ Dvor na Uni, S. 331.

⁵⁴ Dvor na Uni, S. 331.

⁵⁵ Dvor na Uni, S. 331.

Es heißt, die unter seiner Aufsicht begangenen Torturen und Foltern waren schlimmer als die der mittelalterlichen kirchlichen Inquisition.⁵⁶

Den Serben in Kroatien wurden die Verwendung der kyrillische Sprache und danach alle orthodoxen konfessionellen Schulen verboten, es erfolgte eine Beschlagnahme von Eigentum der orthodoxen Kirche und die Einziehung des kirchlichen Eigentums sowie des Eigentums von religiösen und nationalen kulturellen Institutionen des serbischen Volkes. Letztlich wurde nicht einmal der Name der ungeliebten Religion toleriert. Justizminister Dr. Mirko Puk, ein Vorkriegs-Anwalt aus Glina, ließ am 18. Juli 1941 ein Gesetz ausgeben, das den Namen des serbisch-orthodoxen Glaubens verbot und stattdessen den Begriff der „griechischen Ost-Religion“ einführte.⁵⁷ Dann begannen Angehörige der Ustascha mit der Festnahme von orthodoxen Priestern und deren Familien, um die Kirche ihres Personals zu berauben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1941 wurden die Priester und ihre Familien in das Lager Caprag gebracht, von wo sie nach Folter und Hunger weiter nach Belgrad ausgewiesen wurden. Die kroatische Zeitung „Kroatisches Volk“ schrieb offen und ohne Scham darüber: „In Kroatien dürfen Serben und Orthodoxie nicht bleiben, und die Kroaten werden dafür sorgen, dass das so bald wie möglich erfüllt wird.“⁵⁸

Die Führer der Ustascha-Bewegung ließen Menschen auf bestimmte Plätze kommen und hielten dort öffentliche Reden. Ab dem 1. Mai 1941, wurde von Mile Budak fast jeden Sonntag eine solche Rede gehalten. Auf einer großen Versammlung in Gospić forderte er offen die Vernichtung der Serben. Dabei wollte er einen Teil des Serben töten, einen Teil zur Auswanderung bewegen und einen Teil taufen und assimilieren.⁵⁹ Während des Zweiten Weltkrieges kam ein großer Teil der Bevölkerung von Dvor ums Leben.

2.5 Mythos Balkan

„Im Jahr 1794 begab sich der britische Reisende John Morritt, damals gerade Absolvent von Cambridge, auf eine Reise durch die Levante. Seine Begeisterung für das `Strandgut alter

⁵⁶ Dvor na Uni, S. 332.

⁵⁷ Dvor na Uni, S. 332.

⁵⁸ Dvor na Uni, S. 333

⁵⁹ Dvor na Uni. S. 333.

Prächtigkeit´ führte ihn von London quer durch Europa nach Konstantinopel, und von dort zu den Sehenswürdigkeiten von Troja, dem Berg Athos und Athen. Auf seiner Reise von Bukarest nach Konstantinopel überquerte er die Berge des Balkans am Schipkapass in Bulgarien und schrieb in einem Brief an seine Schwester: `Wir näherten uns Klassischem Grund und Boden. Wir schliefen am Fuße eines Berges, den wir am nächsten Tag überquerten: er trennt Bulgarien von Rumänien (dem antiken Thrakien) und ist, obwohl mittlerweile durch den Namen des Bal.Kan entwürdigt, nicht weniger eine Personifizierung als das antike Haemus.` Es ist nur natürlich, dass für einen der `Levante-Besessenen´ und ein zukünftiges prominentes Mitglied des `Vereins von Dilettanten´ die Territorien des Osmanischen Reiches vor allen Dingen `klassischer Grund und Boden´ waren und jede Erinnerung an die Gegenwart zumindest leicht ärgerlich und die berühmte antike Tradition entwürdigend. Dennoch musste man sich in der Tat mit späteren Anfügungen auseinander setzen, unabhängig davon, wie unangenehm sie waren – und sie wurden pflichtgemäß aufgezeichnet Dies war eines der allerersten Male, dass die Bergkette, die Bulgarien von Osten nach Westen durchteilt und parallel zur Donau verläuft, in der englischsprachigen Reiseliteratur als der Balkan bezeichnet wurde.⁶⁰

Diese Reiseschilderung sucht die Regionen der Klassik auf dem Gebiet des Balkans, wobei sie den zum *Osmanischen Reich* gehörenden Balkan selbst als unwürdig empfindet. Diese Episode hat Maria Todorova, Bulgarin, Wissenschaftlerin und Professorin an der Universität in Florida, in ihrem Buch über den „*Imaginären Balkan*“ oder auf Deutsch übersetzt als „*Die Erfindung des Balkans*“ beschrieben. Sie hat in diesem Buch versucht, manche wichtige Fragen zu beantworten und das „*Schwarze Loch*“, das der Balkan nach wie vor darstellt, aus historischer Sicht zu beleuchten. In einer Zeit, in der Europa zusammenwächst, die Grenzen verschwinden und ungehindertes Reisen über den Kontinent möglich wird, bleibt der Balkan nach wie vor im Schatten. Was ist eigentlich der Balkan? Inwieweit ist der Balkan eine einheitliche Vorstellung für alle Bewohner der Balkanhalbinsel? Wie ist das kulturelle Verhältnis, das auch zu manchen Ländern besteht, welche geografisch nicht zum Balkan gehören? Gibt es eine Hoffnung für den Balkan oder bleibt er ein Symbol des untergegangenen Osmanischen Reiches in Europa? Soll man stolz sein als Balkaner oder soll man sich schämen, oder soll man, wie Maria Todorova sagt, „*ihn lieben, ohne das Bedürfnis auf ihn stolz zu sein oder sich seinetwegen zu schämen*“?⁶¹ Maria Todorovas Buch ist 1997 erschienen, inmitten oder kurz nach der Ära der jugoslawischen Kriege, welche mit besonderer Brutalität die zivilisierte Welt schockiert haben und noch einmal die Grenze zwischen West und Ost verstärkt haben. Todorova schreibt, dass über den Balkan in der

⁶⁰ Maria Todorova, S. 42.

⁶¹ Maria Todorova, S. 5.

„Außenwelt üblicherweise nur in Zeiten des Terrors und der Unruhen berichtet“ wird. Ansonsten werde er „verächtlich ignoriert“. Dadurch verstärkt sich das Bild, wonach sich in den vergangenen fünfzig, hundert, ja selbst tausend Jahren nicht viel verändert habe. Doch, so Todorova, hat der Balkan „eine starke Ontologie, die ein ernsthaftest und komplexes Studium verdient, und es ist eine Ontologie konstanter und profunder Veränderung.“⁶²

Todorova stellt sich die Frage, warum es ein „*Gespens des Balkans*“ gibt und warum der Begriff „*Balkan*“ eine so pejorative Bedeutung bekommen hat und immer als barbarisch, wild und unzivilisiert aufgefasst wird. Kulturell gilt der Balkan als eine Art Orient in Europa, was diese diskriminierende Trennung zwischen Ost und West, zwischen Orient und Okzident, erleichtert. Obwohl die Bewohner des Balkans sich selbst nicht als Teil des Orients verstehen, sieht dieses Stereotyp des Westens den Balkan lediglich als eine Variante des Orientalismus. Bis zum Fall Konstantinopels Mitte des 15. Jhs. war es aber der Osten, der die Zivilisation und Kultur des einstigen *Römischen Reiches* verteidigte, während sich der Westen Europas weitgehend barbarisch und roh zeigte. Der moderne Gegensatz zwischen Ost und West entstand erst im 18. Jh. In dieser Epoche gab es im Westen eine Entwicklung vom Primitiven zum Kultivierten, die im Osten fehlte. Andererseits hat der Balkan eine „*historische Existenz*“. Betrachtet man die historischen Vermächtnisse, die die Region geprägt haben, lassen sich zwei entscheidende Vermächtnisse finden. Zum einen hat das Jahrtausend von Byzanz auch Südosteuropa politisch, institutionell, rechtlich, religiös und kulturell tiefgreifend beeinflusst. Zum anderen hat das halbe Jahrtausend der osmanischen Herrschaft der Halbinsel ihren Namen „*Balkan*“ und eine lange Periode politischer Einheit gegeben. Die Schlussfolgerung, der Balkan sei ein osmanisches Vermächtnis, scheint keine Übertreibung zu sein.⁶³ Das osmanische Erbe begründete den Balkan, wie wir ihn kennen; zu dieser Zeit entstanden die Stereotypen, die nach wie vor existieren. Es gibt sogar eine weit verbreitete Auffassung, wonach der Balkan seine Identität zu verlieren begann, sobald er angefangen hatte, sich zu europäisieren.⁶⁴

Anders als der weiblich konnotierte Orient wurde der Balkan jedoch männlich charakterisiert. In den meisten westlichen Beschreibungen wurden Balkan-Männer als grob, unhöflich, grausam und mit „*zerzausten Haaren*“ beschrieben, wodurch das Stereotyp des Wilden verstärkt wurde. Aus westlicher Sicht erscheint der Balkan als Grenzregion zwischen dem

⁶² Maria Todorova, S. 261.

⁶³ Maria Todorova, S. 29, 30.

⁶⁴ Maria Todorova, S. 30.

westlichen Europa und dem Orient. Der Balkan steht also dazwischen, zwischen Ost und West. Er war eine Brücke, nicht nur geografisch, sondern auch zwischen verschiedenen Entwicklungsstadien. Der Balkan erscheint somit als halb kolonisiert, halb zivilisiert und halb orientalisches. Todorova sieht die Wurzeln dieser Vorstellung in einem spezifischen Eurozentrismus. Europa akzeptiert am Balkan nur den Teil, der auf der westlichen Kultur basiert. Laut Todorova wird der Balkan-Diskurs aber weitgehend durch Ideologie und Propaganda bestimmt.

Der Name *Balkan* ist türkischer Herkunft und bedeutet „Berg“. Schon diese Namensgebung impliziert den Einfluss der osmanischen Kultur. Vor der Ankunft der Türken hieß die Region im Westen „Hemus“, ein Name, der schon aus der Antike bekannt war. Beide Begriffe, „Balkan“ und „Hemus“, bedeuten kahle Klippen und Buschwald („*krsevi*“) und zeichnen so ein charakteristisches Bild der Region. Der Name *Balkan* wurde zunächst nur für ein in Bulgarien liegendes Gebirge verwendet, und noch nicht für das Umland, in dem es sich befindet. Erst 1808 verwendete der deutsche Geograf Johann August Zeune den Begriff *Balkan-Halbinsel*. Hundert Jahre später zerfurchten blutige Kriege die Halbinsel und der Begriff *Balkan* erhielt einen sehr negativen Unterton:

„Der Begriff `Balkanisierung` begann seine Existenz als Resultat der Balkankriege und des Ersten Weltkrieges, und für den Balkan war daraus abgeleitet ein durch und durch negativer Wert besiegelt. Doch war dies kein abruptes Aufkommen, und selbst während des Balkankriege gab sich die westliche Presse eher ironisch als verächtlich.“⁶⁵

Nach den Balkankriegen, und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, verfochten viele Intellektuelle die Idee, dass dieses „*grausame türkische Wort*“ *Balkan* durch ein neutrales Wort ersetzt werde, und zwar durch den Begriff „*Südosteuropa*“.

⁶⁵ Maria Todorova, S. 176.

3. Autobiografie

3.1 Kindheit in Jugoslawien – keine Grenzen?

Grenzen existieren nur im Kopf von Menschen, die Natur kennt keine territorialen Grenzen. Es gibt nicht amerikanische Bäume oder kanadische Berge, die Unterscheidung ist nur eine sprachliche Konvention, eine kulturelle Konvention allerdings, für die Menschen auf der ganzen Welt immer wieder bereit sind, zu sterben, so tatsächlich wirken diese Grenzen. Im ehemaligen Jugoslawien hat sich dies auf fürchterliche Weise bewahrheitet. Als Kind kannte ich nur eine Art von Grenze: die zwischen Dorf und Stadt. Damit waren auch die Menschen eingeteilt in diejenigen, die in der Stadt leben, das waren für mich überwiegend Muslime, und jene, die in Dörfern leben, das waren für mich Serben. Darüber hinaus gab es damals keine sichtbaren Grenzen, mit der Zeit aber sind die Grenzen immer realer geworden und am Ende hat sie der Krieg mit blutiger Hand durchs Land gezogen.

Ich beschäftige mich in meiner Arbeit mit Grenzen, und zwar mit verschiedenen Grenzen. Zunächst sind da die geografischen Grenzen Jugoslawiens, die ich bis zu meinem 16. Geburtstag kannte, und jene, die nach dem Zerfall Jugoslawiens entstanden. Darüber hinaus spielen kulturelle Grenzen eine wichtige Rolle, Grenzen zwischen Serben, Kroaten und Muslimen, zwischen Religionen und Traditionen, die im früheren Jugoslawien durch Titos „*Brüderlichkeit und Einheit*“ überdeckt wurden. Das waren Grenzen, die oft durch Regionen, Dörfer, ja sogar durch Familien verliefen. Schließlich gibt es noch die Grenzen im Kopf, die schwer zu erkennen waren, bevor der Krieg begann, Grenzen, bestimmt durch die Nationalidentität, ja durch eine nationalistische Identität. Vielleicht sind diese Grenzen schon immer da gewesen, während Titos Zeit nur im Dunkeln gelegen und nach seinem Tod aufgebrochen.

Tatsächlich bestanden zwischen den Volksgruppen am Balkan schon seit vielen Generationen tiefe Gräben, denn die Geschichte des Balkan ist von vielen Kriegen geprägt. In der Lebenszeit meiner Großmutter gab es vier Kriege. Sie wurde 1913 geboren, zur Zeit des zweiten Balkankrieges, 1914 folgte der Erste Weltkrieg, 1941 der Zweite Weltkrieg und 1991 der Jugoslawienkrieg. Wegen ihrer Lebenserfahrung genoss meine Großmutter großen

Respekt in der Familie. Da meine Mutter die Familie hinter sich gelassen hat, um im Ausland zu arbeiten, und auch mein Vater selten zu Hause war, wurde meine Großmutter zu meiner wichtigsten Bezugsperson.⁶⁶ Sie hat zwar auch nicht viel Zeit gehabt, weil sie selbst viel Arbeit hatte, auf dem Feld, und weil sie eine kranke Tochter hatte. Diese Tochter, meine Tante, litt ihr ganzes Leben an den Folgen einer Kinderlähmung und verbrachte bis zu ihrem Tod die meiste Zeit im Bett. Trotzdem brachte meine Großmutter auch für mich immer ein bisschen Zeit auf. Sie hat sich immer für mich Zeit genommen, um mir zu kochen, was ich gerne mochte, und hat auch immer Zeit für mich gehabt, um mir zuzuhören, wenn ich etwas zu jammern hatte. Sie war ein sehr geistreicher, sanfter und ruhiger und geduldiger Mensch. Ihre Erzählungen handelten oft von den vergangenen Kriegszeiten und den Ursachen des Krieges. Als Kinder haben wir oft Kriegsfilme über den Zweiten Weltkrieg angeschaut und gemeinsam mit den Nachbarkindern Krieg gespielt: manche spielten die Deutschen, die anderen die Partisanen. Natürlich wollte niemand Deutscher sein, aber manchmal musste man das.

Oft ging ich mit meiner Großmutter aufs Feld und erlebte interessante Stunden, weil sie mir immer wieder Geschichten von früheren Zeiten erzählte. Es war besser als jeder Film. Was konnte für ein kleines Kind spannender sein? Sie lebte mit Großvater in einem Holzhaus in der Dorf Zakopa, in dem sie auch alle ihre Kinder zur Welt gebracht hat. Am Ende hatten sie und mein Großvater eine stolze Schar von zehn Kindern. Das Haus, in dem die große Familie gelebt hat, steht noch, ist aber schon lange verlassen und in einem sehr schlechten Zustand.

Einmal hat mir meine Großmutter eine Geschichte erzählt, als die „*Ustascha*“, die kroatischen Faschisten, während des Zweiten Weltkrieges das Dorf angegriffen haben. Anders als die Deutschen, die, wie sie sagte, die Zivilisten nicht angegriffen hätten, waren die *Ustascha* „*schrecklich*“. Sie wurden gefürchtet, denn man musste damit rechnen, von ihnen ermordet zu werden. In aller Eile und Panik musste also die ganze Familie vor den heranrückenden *Ustascha* in den Wald flüchten, um sich zu verstecken. Schon tief im Wald, bemerkte Großmutter jedoch, dass eines der Kinder fehlte. Es war mein Onkel Rade, der damals noch ein Kleinkind war und zu Hause vergessen wurde. Sie sagte es meinem Großvater, der aber

⁶⁶ Dies auch deshalb, weil meine Mutter nie ein gutes Verhältnis zu mir und meinen Schwestern hatte. Wir waren drei Kinder; meine älteste Schwester starb im Alter von drei Jahren, meine zweite Schwester blieb bei meinem Vater, als meine Mutter die Familie verließ. Mich, die jüngste, nahm sie mit und gab mich zu einer Pflegefamilie in einem slowakischen Dorf. Als mein Vater mich endlich fand, war ich zwei Jahre alt. In den folgenden Jahren kam unsere Mutter gelegentlich zu Besuch, doch sie blieb in meiner Erinnerung eine sehr strenge, kalte Person. Sie blieb mir immer fern. Anders meine Großmutter.

mit schwarzem Humor antwortete, „*Lass ihn, wir haben genug Kinder!*“ Aber sie hat ihn natürlich nicht dort gelassen, ist trotz aller Gefahr tapfer zurück marschiert, hat ihn gefunden



Abbildung 2: Das Haus meiner Großmutter, in dem seit 1995 niemand mehr lebt

und in den Wald zu den anderen gebracht. Die Liebe, die meine Großmutter zu ihren Kindern hatte, bekam sie später zurück. Als mein Vater, meine Onkeln und Tanten schon lang erwachsen waren, hatten sie noch immer ein sehr liebevolles Verhältnis zu ihrer Mutter.

Meine Großmutter erfuhr den Krieg auch in voller Tragik. Immer wieder erzählte sie mir die Geschichte, als die *Ustascha* ihre vier Brüder kaltblütig ermordeten, nicht als Soldaten, sondern als Zivilisten, weil sie Serben, zwischen 20 und 30 Jahre alt, waren. Bei dieser Geschichte hat sie jedes Mal geweint, obwohl schon fast 50 Jahre seither vergangen waren. Noch immer waren diese Wunden offen. Sie hat gesagt, das vergisst man nie, und ich stelle die Frage ob man das verzeihen kann? Ich weiß es nicht. Sie war jedenfalls nie böse, hat nie auf Kroaten geschimpft, oder etwas gegen sie gesagt. Sie hat nie geflucht, nie jemanden beleidigt, auch nicht im letzten Krieg in den 1990er Jahren. Sie hat sich nur um meine behinderte Tante gesorgt, dass „*die*“ kommen und ihr etwas antun würden. In dieser Zeit ist

sie auch oft zu uns gekommen, manchmal in der Nacht. Sie war dann voller Panik und sagte zu meinem Vater, dass er mich im Wald oder am Dachboden verstecken sollte, weil sie genau wisse wie der Krieg funktionierte. Ich war 17 und sah sie erstaunt an; mir war das alles nicht egal.



Abbildung 3: Familie Cvetojevic: oben, von links nach rechts: Tante Mica, Tante Draga, Großmutter, Großvater, Onkel Savan, Onkel Rade, mein Vater Dragan, unten, von links nach rechts: Onkel Gojko, Tante Ljubica, Onkel Nikola, Onkel Milan.

In Bezug auf Stereotypen und Vorurteile (Grenzen im Kopf) erinnere ich mich an eine andere Geschichte mit meiner Großmutter. Als meine ältere Schwester ein Teenager war, traf sie ihre erste Liebe. Es war ein Muslim aus Stadt, und ich war begeistert von ihm. Ich erzählte unserer Großmutter von ihm. „... er heißt Muhamed und er ist das und macht das...“ Großmutter hörte mir geduldig zu, mit ihrer üblichen Ruhe, doch am Ende hat sie gesagt: „*Das ist alles in Ordnung, aber er ist Muslim!*“ Ich habe nicht genau gewusst, was sie damit meinte. Ich habe gewusst, dass es früher Kriege gegen Moslems gegeben hat, aber das war nach meiner Meinung vor 1.000 Jahren. Für mich war das ohne jede Bedeutung, aber für die Generation meiner Großmutter war das wichtig. Mein Vater hat nie etwas dazu gesagt, hat sich nie in

unsere Privatleben eingemischt. Ihm war das egal, ob Serbe oder Moslem, wichtig war ihm nur, dass er ein guter Mensch war. Mein Vater war wegen seiner Behinderung nicht im Krieg⁶⁷ und er hat uns, seine Töchter, nie gelehrt, zu hassen, nur weil jemand einer anderen Religion zugehört. Für mich waren das erste Anlässe, in denen sich diese kleine Grenze zeigte.

3.2 „Brüderlichkeit und Einheit“ - „Bratstvo i jedinstvo“

In der Ära nach dem Zweiten Weltkrieg brachte Titos Regime gute Zeiten nach Dvor. Die Fabriken arbeiteten, die jungen Menschen konnten in die Städte ziehen zum Studieren und wenn sie zurückkamen, wartete ein Job auf sie. Die Grenzen waren offen und man konnte auch ins Ausland gehen, um zu arbeiten. Die Grenzen im Land selbst waren unsichtbar. Man hatte den Eindruck, dass sich jeder ein Haus bauen konnte, ein Auto leisten konnte; es war eine Zeit, in der Menschen endlich frei atmen konnten und vor Verfolgungen keine Angst haben mussten. Nur, man durfte auch nichts gegen Tito sagen. Das war zumeist auch nicht notwendig, weil, wenn ich mich richtig erinnere, ihn alle geliebt haben. Tito war mehr als nur ein Politiker, er war fast so etwas wie ein Heiliger. Wir fuhren als Kinder nach Kroatien, um sein Geburtshaus in Kumrovac zu besichtigen, und nach Belgrad, um seinen Regierungspalast, das „*Weißes Haus*“, zu sehen. Wir sangen patriotische Lieder im Autobus bei Exkursionen und bei Arbeitskampagnen, denn wir waren stolze Pioniere. In der Schule lernten wir über die deutsche Okkupation, und umso freier fühlten wir uns in Titos Jugoslawien. Aus meiner kindlichen Sicht konnte man alles machen, es war die totale Freiheit. Wir reisten viel durch Jugoslawien und aus anderen Ländern kamen Kinder zu uns, um hier ihre Ferien zu verbringen. Ich war stolz darauf, Jugoslawin zu sein und spürte keinerlei Grenzen in Dvor und Novi. Die Kinder der Muslime, Serben und Kroaten gingen gemeinsam in die Schule, und da wir keinen Religionsunterricht hatten, spielte dieser Unterschied keine Rolle. Zu Titos Zeit des Kommunismus war wenig Platz für Religion, aber er hat sie nicht verboten. Man durfte in die Kirche gehen, aber das machten meistens nur ältere Menschen, denn die Generation unserer Eltern war zum großen Teil die Generation der Kommunisten, die Religion ablehnten.

⁶⁷ Als er 35 Jahre alt war hat er einen Unfall gehabt und ist danach den Rest seines Lebens invalid geblieben.

Als ich mit der Schule begann – es war im Jahr 1980 – waren in meiner Klasse 36 Schüler verschiedener ethnischer Herkunft: Serben, Kroaten, Muslime, Roma. Der einzige Unterschied zwischen uns war der Schnitt der Hemden, die wir trugen. Es war Pflicht, ein dunkelblaues Hemd zu tragen, aber es gab die kleinen Unterschiede in Stoff, Schnitt oder Machart – war es gekauft, oder nur selbst genäht? Der Staat versuchte uns äußerlich

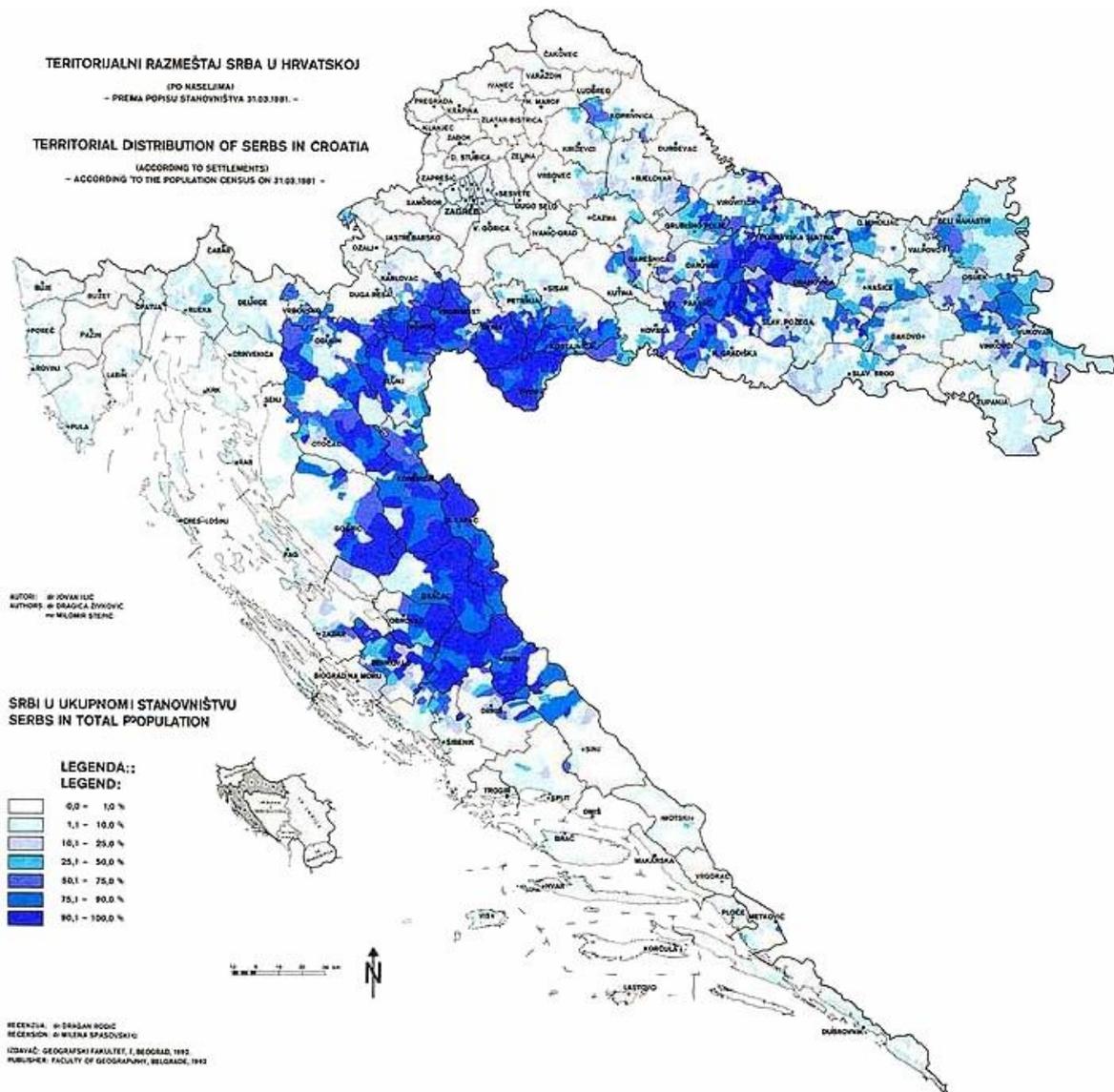


Abbildung 4: Serben in Kroatien

gleichzustellen, aber die Eltern bemühten sich, das zu verhindern. Als wir als Pioniere vereidigt wurden, mussten wir jedenfalls einen Eid ablegen, dass wir gut lernen würden, auf Mama und Papa hören und Tito lieben würden. Von ethnischen oder religiösen Unterschieden war nie die Rede. Ansonsten habe ich in meinem Dorf gelebt, bis zu meinem sechsten

Lebensjahr bin sehr selten in die Stadt gekommen und hatte wenig Kontakt zu anderen Kindern (außer zu ein paar Kindern aus dem Dorf). Ich besuchte keinen Kindergarten, was meine Abschottung wohl verstärkte. Ich habe meistens mit meiner Schwester gespielt, die zwei Jahre älter war als ich und ganz andere Interessen hatte; noch heute sind wir sehr verschieden. Mir war nie langweilig, weil ich ein ziemlich kreatives Kind war. Meine Welt waren die Natur und die Tiere.

Zu dieser Zeit verstand ich den Unterschied zwischen Muslimen, Serben oder Kroaten nicht. Ich habe nicht verstanden, was „*Nationalität*“ bedeutet. Mein Dorf war ein serbisches Dorf, ein bis zwei Kilometer von der Stadt und damit von der Grenze zu Bosnien entfernt, dort gab es keine Kroaten oder Muslime. Erst mit der Zeit habe ich die Unterschiede erkannt, und die habe ich dann vorwiegend so gesehen: Die Muslime lebten in der Stadt, sie trugen schöne Kleider und mussten nicht arbeiten. Wir Serben kamen aus dem Dorf und mussten viel arbeiten, weil wir Felder hatten, Gärten und Tiere. Ich beobachtete muslimische Mädchen aus meiner Klasse, mit denen die Lehrerin ganz anders redete als mit mir, freundlicher, glaubte ich, respektvoller. Die saßen alle in der ersten Reihe. Von dieser Zeit an begann ich mir sehnsüchtig zu wünschen, Muslimin zu werden. Meine Großmutter nahm mich oft am Wochenende auf den Markt in die Stadt mit, wo sie Gemüse und Milchprodukte und ich meine Blumen verkauften. Dann kamen meine Schulfreundinnen mit ihren Müttern, um diese Blumen oder manch anderes zu kaufen. Ich habe mich geschämt. Das war ein weiterer Grund, warum ich wünschte, Muslimin zu werden. Ich wollte unbedingt schöne Kleider kaufen und tragen können. Wir in unserem Dorf haben sehr wenig gekauft, weil wir das meiste Lebensnotwendige selber produzierten. Wir hatten einen Garten und betrieben Viehzucht. Doch meine Erfahrung, dass die Lehrerin, die Serbin war, die moslemischen Mädchen mehr mochte als mich, die Serbin, und die Kinder aus der ersten Reihe nie schlug, wohl aber uns aus der letzten oft, hatte einen anderen Grund. Später verstand ich, dass es nichts mit unserer ethnischen Herkunft zu tun hatte, sondern viel mehr mit unserer sozialen Stellung. Manche Kinder stammten aus guten, gebildeten Familien, ihre Väter und Mütter waren Doktoren oder sonstige bedeutende Persönlichkeiten in der Stadt und die Lehrerin kümmerte sich in besonderer Weise um sie.

Als Kind hatte ich aber auch immer ein bisschen Angst und Respekt vor den moslemischen Kindern. Dieses Anderssein, dass sie viel besser waren als ich, dass sie Stadtmenschen waren und ich nur „*Kaurin*“, existierte in meinem Kopf. Dies erschien mir als Begrenzung.

Rückblickend glaube ich, dass ich bis zu meiner Gymnasialzeit nie mit einer Muslima oder einem Muslim gut befreundet war. Aber das kann auch daran liegen, dass es mir das alles verboten war. Mein Vater war sehr streng, ich durfte niemanden nach Hause einladen, außer an meinen Geburtstagen. Er hat mich immer mit viel Arbeit eingedeckt, da blieb nicht viel Zeit zum Spielen oder für Freunde.

Als ich älter wurde, veränderte sich meine Beziehung zu Muslimen (wie auch zu Kroaten) zum Positiven. Als Jugendliche hatten wir wohl ähnliche Interessen, die die ethnischen Grenzen verwischten. Die moslemischen Jugendlichen waren für mich genauso wie die serbischen Jugendlichen, ich hatte keine Angst vor ihnen, aber auch keine besondere Liebe. Sie waren Teil des normalen Lebens, sie hatten Ramazan und wir hatten Weihnachten.

Aber als 1991 der Krieg begann, veränderte sich das Verhältnis zwischen uns, ohne dass wir selbst dies gewollt hätten. Wenn wir in die Diskothek gingen, bildeten sich Gruppierungen: eine Ecke für die Muslime und eine andere für uns. Wenn es zu einer Schlägerei kam, hieß es dann oft, Muslime hätten Serben attackiert oder umgekehrt. Es gab keine persönlichen Namen mehr, nur noch die nationale Identität. Sie waren Muslime und wir waren entweder Kauri oder Serben. Trotzdem fanden auch in dieser Zeit Mädchen aus Novi Burschen aus Dvor und Mädchen aus Dvor Burschen aus Novi. Dies war zwar etwas Verbotenes, aber Süßes. Am Ende traf meine Schulfreunde und mich derselbe Schicksalsschlag, wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten. Als der Krieg begann, mussten zuerst die Muslime, danach die Kroaten und zuletzt die Serben die Heimat verlassen. Bei uns gab es damals sehr viele gemischte Ehen und Beziehungen, was später während des Krieges für die Betroffenen zu einem zusätzlichen Problem wurde.

So bunt und fröhlich bot sich das Jugoslawien meiner Kindheit dar, wie es jedoch wirklich war, das zeigte sich in den 1990er Jahren. Die Generation unserer Eltern, die in der Tito-Ära aufwuchs, lobte diese Zeit, aber die Generation vor ihnen, die noch den Zweiten Weltkrieg erlebt hatte, war skeptisch. Die *Brüderlichkeit und Einheit* war für sie nicht so sicher angesichts der Albträume, die sie erlebt hatten. Aus meiner Sicht war es jedenfalls eine tolle Zeit. Es gab keine Provokationen, keinen Streit, keinen Hass. Oder vielleicht doch, unterdrückt, und man wusste es nur nicht?

Die Vorbereitungen für den Jugoslawienkrieg begannen nach dem Tod von Tito 1980. Ich erinnere mich, als Tito starb, herrschte tiefe Trauer im Land. Es gab niemanden, der nicht geweint hätte, als wäre es Pflicht gewesen. Manche gingen zu Fuß nach Belgrad zur Beerdigung, hunderte Kilometer mitunter, wie Pilger bei einer Wallfahrt, um ihr Mitgefühl und ihren Respekt zu erweisen.

Die Menschen wollten zeigen, dass er eine Art Gott war für sie. Sie wollten zeigen, dass niemand so gut war zu ihnen wie er, und dass nie mehr jemand so gut zu ihnen sein würde wie er. Vielleicht war es bei manchen auch schon die Angst vor dem, was nach seinem Tod passieren würde. Sein Bild war jedenfalls überall. In den folgenden Jahren wurde jeder Jahrestag seines Todes mit Sirenengeheul begangen. Der Moment, „*als das große Herz aufgehört hat zu schlagen*“, wurde öffentlich betrauert. Alle mussten aufstehen für einen Moment der Stille und des Andenkens, mussten Tribut zollen dem verstorbenen Übervater. Egal, wo man war, ob im Geschäft, auf der Straße, in der Fabrik, in der Schule; man musste aufstehen, eine Minute lang schweigen und Titos gedenken. Diese Schweigeminute wurde bis in die 1990er Jahre abgehalten; aber dann langsam bekam man Meinungen zu hören, dass Tito ein Diktator war, dass er all diejenigen töten ließ, die sich seinem Regime widersetzen, oder sie als Regimenter auf die „*nackte Insel*“, eine Gefängnisinsel, bringen ließ. Diese Insel existierte tatsächlich. Es war wohl ein schrecklicher Platz, ein Platz des Leidens und der Folterung, wie ich später hörte. Es war eine Art Sibirien, vor allem für politische Gefangene. Später erfuhr ich auch, dass es im alten Jugoslawien viel Geheimpolizei und viele Informanten gab, und dass man sehr aufpassen musste, was man in der Öffentlichkeit sagte. Der Friede in der jugoslawischen Gesellschaft war wohl mit sehr viel Gewalt erkaufte.

Bei mir zu Hause war die Stimmung hinsichtlich Jugoslawiens gut, wenn auch mein Vater zu ahnen schien, was auf uns zukam. Bei einer Volkszählung in den 1990er Jahren sagte er, dass er Serbe war, während ich stolz antwortete: „*Jugoslawin!*“. Wir Jungen waren vielleicht naiv und glaubten, wir könnten noch etwas retten. Zumindest ich habe so gedacht.

3.3 Kriegsausbruch 1991

An den genauen Zeitpunkt als ich vom Ausbruch des Krieges in Jugoslawien erfuhr, erinnere ich mich sehr gut. Ich war in Wien zu Besuch und habe gerade ein Konzert von *Pink Floyd* anlässlich des Falls der Berliner Mauer im Fernsehen angeschaut. Es war wie eine Ironie der Geschichte, dass ein Land sich von den Ketten der Sklaverei befreit, während ein anderes in den Abgrund des Krieges stürzt. Ich war 16 Jahre alt und absolvierte gerade das erste Jahr der High School. Während der Sommerferien war ich zum ersten Mal im Ausland. Ich sah im Fernsehen, wie ein Panzersoldat in Split von wütendem Volk erwürgt wurde, ich sah die Unruhen in Slowenien, aber in Wirklichkeit drang das Wort Krieg nicht in mein Denken ein, wie es sollte. Als ich von meiner Reise wieder nach Hause kam, bemerkte ich große Veränderungen, vor allem die Unruhe der Menschen. Jeden Tag sah ich Ausschreitungen im Fernsehen, ich sah Heckenschützen in Sarajevo und wie allmählich im Land die Kontrolle verloren ging. Ich sah im Fernsehen, wie die Menschen über die Straße liefen und sich hinter Autos versteckten und von einem Gebäude aus jemand sie unter Feuer nahm. Ich sah, dass Menschen tot auf der Straße lagen und niemand näherte sich ihnen, um sie zu entfernen, weil alle Angst vor Heckenschützen hatten. Ich habe überhaupt nicht kapiert, wer diese Heckenschützen waren und warum sie auf die Menschen schossen. Wie konnten sie wissen, ob der Passant auf der Straße Muslim, Serbe oder Kroat war? Das war Sarajevo.

Im ersten Moment habe ich gedacht, das dauert nicht lange. Es war ziemlich schwer sich vorzustellen, dass es einen richtigen Krieg wie im Fernsehen geben würde. Auf der Brücke über den Fluss Una wurde zwischen Dvor und Bosanski Novi ein Polizei-Checkpoint eingerichtet und man begann, Fahrzeuge und Passagiere zu kontrollieren. Die Grenze zwischen Kroatien und Bosnien, die es für uns nie wirklich gegeben hat, war jetzt Staatsgrenze. Auf der anderen Seite war bosnische Polizei. In die Stadt konnte man jetzt nur noch mit persönlicher ID-Karte kommen. Die Schule ging normal weiter, außer, dass die Lehrer oft kommentierten, wann und wo es einen Angriff gab. Außerdem verbreiteten sich Befürchtungen und Ängste in der Bevölkerung. In der Stadt sah man oft bewaffnete Soldaten in bunten Uniformen. Auf den ersten Blick war es schrecklich, Waffen zu sehen, ich fürchtete mich, wenn die Soldaten damit wild in die Luft schossen, aber schließlich habe ich mich an den Lärm gewöhnt, wenn jemand ein übermütiges „*Freudenfeuer*“ eröffnete. Ich habe in dieser Zeit über den Krieg und dessen Auswirkungen nicht viel nachgedacht, da ich als Teenager ganz andere Sorgen hatte und gerade anfing, mobil zu werden. Für mich war es

wichtig, hinauszukommen, die Erlaubnis meines Vaters zum Ausgehen zu bekommen. Ich dachte zumeist nur darüber nach, wohin wir am Wochenende gehen könnten. Der Krieg war zunächst nur eine Nebensache und würde bald vorbei sein.

Langsam aber wurde die Krise spürbar, oft zogen Truppenkonvois durch Bosanski Novi. Merkwürdig ist, dass die Soldaten in den offenen Lastwagen so glücklich waren und sangen, als ob sie zu einer Hochzeit gehen würden und nicht in den Krieg. Passanten kauften Zigaretten und warfen sie zu den Soldaten auf die Lastwagen, und die Soldaten waren laut und lustig. Das war eine der seltsamsten und beunruhigendsten Szenen, welche ich gesehen habe.

Bald wurde auch eine Ausgangssperre oder Polizeistunde verhängt. Ich kann mich nicht genau erinnern, aber ich denke, dass man nach 20 Uhr abends nicht mehr auf die Straße gehen durfte und die Brücke war ab 18 Uhr geschlossen. Die Polizei patrouillierte. In den Dörfern mussten die Dorfbewohner nach einem genauen Zeitplan Wache halten. Die Lehrer an der Schule führten immer öfter Diskussionen über den Krieg, ein regulärer Unterricht fand immer seltener statt. In der Klasse gab es Muslime und Serben und eine „*evangelische Serbin*“, mich. Ich bin ein Kind aus einer Mischehe. Mein Vater war serbisch-orthodox, meine Mutter Slowakin und evangelisch. Wir lebten in Kroatien und ich ging im angrenzenden Bosnien in die Schule. Was ich eigentlich bin und wo mein angestammter Platz ist, diese Fragen habe ich mir erst später gestellt.

Langsam wurde die Krise immer schlimmer. Die Front war nicht weit entfernt und wir hörten das Schießen jeden Tag; wir gingen trotzdem in die Schule. Mein damals bester Freund und ich waren in dieser Zeit immer mit dem Moped unterwegs und wir wollten nichts verpassen. Im Frühling 1992 ereignete sich ein Angriff auf Bosanski Novi. Wir haben diesen Angriff erlebt, wir waren Augenzeugen des Krieges, und es war kein Spiel. Doch wir machten uns darüber keine Gedanken. Wir waren sehr neugierig und auch abenteuerlustig. Wir waren 17 Jahre alt. In der Nacht des Angriffs auf Bosanski Novi fuhren wir mit dem Moped auf einen kleinen Berg, Luftlinie maximal einen Kilometer von den Gefechten entfernt. Wir beobachteten wie serbische Soldaten Bosanski Novi angriffen und wie die Stadt brannte. Es war Nacht, eine klare Sommernacht, und wir konnten von dem kleinen Berg aus alles sehen. Über unseren Köpfen haben wir die Kugeln schwirren gehört, wie Wespen. Wir haben uns nicht darum gesorgt, dass das für uns sehr gefährlich werden konnte, nein, wir standen da wie

paralysiert und schauten gebannt auf das, was vor unseren Augen geschah. Es sah aus wie ein Film und wir waren nur Filmzuschauer.

Bald danach wurde die muslimische Bevölkerung aus Bosanski Novi vertrieben. Damals erhielt Bosanski Novi den neuen Namen *Novi Grad*, was soviel bedeutet wie *Neue Stadt*. An einem schönen Tag im Juni erreichte eine große Anzahl von Autobussen die Stadt, mit denen rund 95 Prozent der moslemischen Bevölkerung Bosanski Novi verlassen musste. Die Betroffenen konnten ein paar Sachen einpacken und mitnehmen. Mit dem Konvoi fuhr auch meine beste Freundin Sejla weg. Ich habe mich von ihr verabschiedet, obwohl es für mich nicht ungefährlich war, zum Sammelplatz zu gehen. Es war ein sehr seltsames Gefühl, dass sie die Stadt verlassen musste und ich bleiben konnte. Auf der Promenade neben der Una schrieb sie eine Nachricht mit Spray auf die Kaimauer, auf der wir oft gegessen sind. Es war

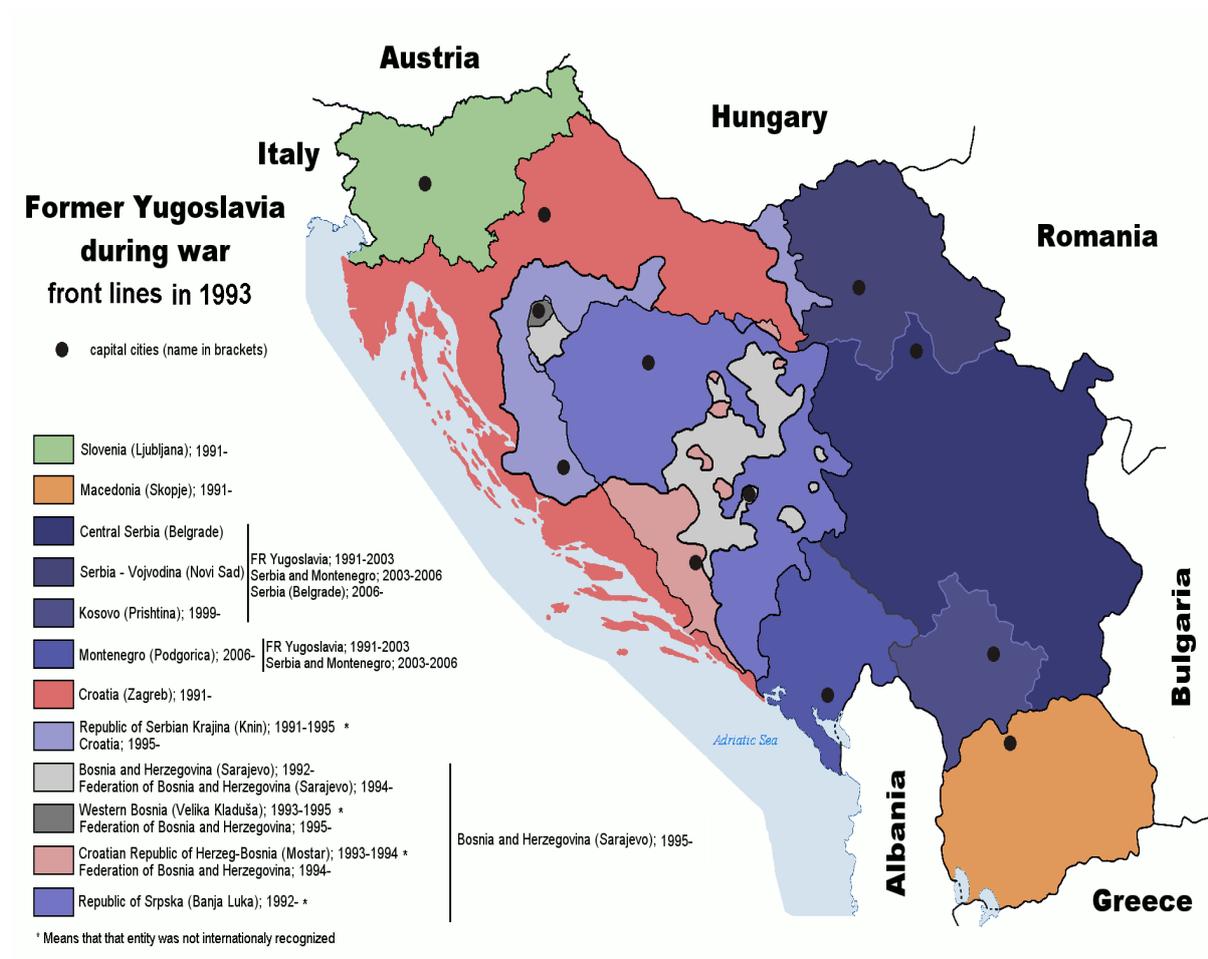


Abbildung 5: Frontlinien im Krieg 1993

eine berühmter Textpassage eines bosnisch-moslemischen Poeten Kemal Monteno: „*Gemeinsam sind wir gewachsen, Stadt, ich und du!*“ („*Zajedno smo rasli grade ja i ti.*“)

Sejla ist gegangen an diesem Junitag, wie die meisten muslimischen Bürger von Bosanski Novi. Die meisten serbischen Einwohner blieben; einige neue Flüchtlinge, Serben, kamen aus verschiedenen Teilen Kroatiens. Auch in der Klasse haben wir einige neue Mitschüler bekommen, es blieben nur drei muslimische Schüler übrig. Und für die war es nicht einfach.

3.4 Tanzen im Krieg

Wir begannen in die Cafés zu gehen, meistens in ein Stammcafé, wo man auch oft uniformierte Männer getroffen hat, die manchmal viel Alkohol tranken und sich sehr arrogant und aggressiv benahmen. Manche von ihnen schossen mit ihren Waffen in die Luft, sogar in den Lokalen. Es war nicht ungefährlich, dorthin zu gehen. Aber wir wollten unsere Unterhaltung. Aus diesem Grund eröffneten die Mädchen und Jungen aus meinem Dorf eine Diskothek in einem leer stehenden Kulturheim. Wir begannen Tanzabende zu organisieren. Für unsere Eltern war dies beruhigend, weil sie so wenigstens wussten, wo wir uns herumtrieben. Wir waren sechs Mädchen und zwei Burschen. Wir hatten kein Geld, weshalb wir Spenden sammelten, um Getränke und ein Tonbandgerät kaufen zu können. Wir haben das Zimmer ausgemalt, Holz aus dem Wald gestohlen, einen Ofen aus einem Fass gemacht, eine Bühne gebaut und wir hingen an jedem Wochenende dort herum, um zu tanzen. Wir hatten bald so viel Eintrittsgeld verdient, dass wir uns eine Band, die Livemusik spielte, leisten konnten. Es erstaunt mich heute, wie gut organisiert wir waren, und wie stark unser sozialer Zusammenhalt war. Es galt der Grundsatz, alle für einen und einer für alle. In anderen Dörfern hat man bald von unserer Diskothek „*Dom*“ gehört, und bald kamen junge Leute aus der Stadt und den umliegenden Dörfern. Auch die Soldaten kamen, was uns anfangs ein bisschen erschreckte. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber ich glaube, dass es ihnen verboten war, mit Waffen hineinzukommen. Obwohl wir, die Organisatoren, nur zwischen 14 und 18 Jahre alt waren, funktionierte alles ganz gut. Innerhalb kurzer Zeit kamen viele fremde Menschen und auch Dorfbewohner zu uns. Plötzlich war es nicht nur ein Platz zum Tanzen, sondern ein Platz, an dem sich viele Menschen trafen, obwohl es hier nicht sehr groß war. So entwickelte sich ein kultureller Treffpunkt. Doch dann kamen einige

Erwachsene aus unserem Dorf und übernahmen unseren florierenden „Dom“; wir seien zu jung dafür, sagten sie. Wir waren ziemlich böse. Als dann aber der Strom ausfiel und kein Geld für einen Generator da war – nur die reichsten Kaffeehäuser konnten sich einen Stromgenerator leisten –, musste der „Dom“ schließen. Er wurde nie wieder geöffnet. Regelmäßiger Strom kam in mein Dorf erst wieder 2003. Die kroatischen Behörden sagten nach dem Krieg 1995, es werde erst dann wieder Strom geben, wenn mindestens zehn der verlassenen Häuser wieder bewohnt wären. Doch das dauerte jahrelang, obwohl das Umspannwerk nur einen Kilometer entfernt war.

Während des Krieges gab es sehr selten Strom, und wenn, dann nur für kurze Zeit. Aber wenn der Strom kam, eilte jeder sofort nach Hause, um die Waschmaschine anzufüllen und einzuschalten. Oft brach dann die Stromversorgung wieder zusammen, weil alle gleichzeitig waschen wollten. Ansonsten waren wir daran gewöhnt, ohne Elektrizität leben. An Strom mangelte es, dafür aber war das soziale Leben umso bunter. Man fing an, Rezepten für Vieles zu entwickeln und auszutauschen, sogar solche für Schokolade. Alle Dorfbewohner besaßen in ihrem Haushalt Schweine, die geschlachtet wurden. Da sie aber wegen des dauernden Stromausfalls nicht in der Lage waren, auf die übliche Weise das Fleisch im Gefrierschrank tiefzukühlen, hat man alte Verfahrensweisen wiederbelebt und das Fleisch etwa in Fett oder in Salz eingelegt, um es gegen Fäulnis und Verfall zu schützen. Da die Läden leer waren, es nichts zu kaufen gab, begannen die Menschen zu schmuggeln. Man konnte ein Fernsehgerät für einen Liter Öl und ein bisschen Mehl kaufen. Im Krieg änderten sich Werte grundlegend. Viele sind reich geworden, und viele hatten wenig zu essen. Es wurde auch für uns zunehmend schwieriger. Mein Vater war schon seit langer Zeit Invalide, genauer, seit ich zehn Jahre alt war, und Epileptiker, und er war von Medikamenten abhängig. Es war sehr hart für ihn, als es plötzlich keine Medikamente mehr gab. Er war auch ein leidenschaftlicher Raucher, doch es gab auch keine Zigaretten mehr. Die Raucher fingen an Walnussblätter zu rauchen. Viele haben selbst Tabak gepflanzt, und bis zur Ernte haben sie alles Mögliche geraucht.

Die Soldaten blieben länger und länger an der Front, kamen nur gelegentlich nach Hause, um Kleider zu wechseln und zu waschen. Die Krajina wurde vier Jahre lang von kroatischen und moslemischen Truppen belagert. Während der Belagerung bildete sich ein neuer Staat mit der Hauptstadt Knin und dem Namen *Republik Serbische Krajina (Republika Srpska Krajina)*. Es

war ein Staat, der nirgends in der Welt – außer in Serbien – anerkannt wurde. Dann kamen die Soldaten der *UNPROFOR* (*United Nations Protection Forces*) aus Dänemark nach Dvor. Ihr Lager wurde in Dvor errichtet, auf dem Spielplatz neben der Brücke, auf der linken Seite des Matijevici, also genau dort, wo die Stadt Novi Grad begann. Die UN-Soldaten kontrollierten die Brücke und bildeten eine Pufferzone. Einige Dorfbewohner sahen die fremden Soldaten als persönliche Beleidigung, anderen war es egal und manche fanden ihren persönlichen Nutzen oder Vorteil. Zumeist handelte es sich bei den *Unprofors* um junge Burschen, kaum älter als wir und wahrscheinlich ebenso neugierig und abenteuerlustig wie wir. Am Anfang begegneten wir ihnen vorsichtig, aber schließlich gewannen wir gegenseitiges Vertrauen. Sie fingen an, von uns Schlangen, Igel und verschiedene Werkzeuge zu kaufen, weil das für sie neue und kuriose Dinge waren. Wir haben wiederum von ihnen Zigaretten, Schokolade und all das gekauft, was uns durch den Krieg gefehlt hat. Die Soldaten fingen auch an, zu unseren Tanzabenden zu kommen und viele Freundschaften entstanden. Manche Mädchen arbeiteten im Militärlager und verliebten sich in die dort stationierten *Unprofor*-Soldaten, heirateten diese und zogen mit diesen in eine neue Heimat.

Im Alltag suchten die *Unprofor*-Soldaten nach Zeitvertreib, und wir auch. Es begann mit verschiedenen Wettbewerben zwischen ihnen und uns. Wir organisierten Fußballspiele, Bierwetttrinken usw. Wir waren nicht befreundet, doch es entstand eine gewisse Nähe zu ihnen. Nachts haben wir manchmal aus den *Unprofor*-Autos Kraftstoff gestohlen, damit wir zu einem Tanz fahren konnten, das war etwas ganz Alltägliches. Ob wir dabei unser Leben riskierten, darüber haben wir nicht viel nachgedacht. Immerhin hatten die Soldaten geladene Waffen, Wachen und es war schließlich Krieg. Für uns gab es in solchen Nächten aber nur ein Ziel, und das war, Kraftstoff zu kriegen, weil es Samstagabend war und wir irgendwohin tanzen gehen wollten. Es war egal, wie wir dorthin kamen, ob mit Autos, Mopeds oder Traktoren, es nur wichtig war, dass wir dorthin kamen. Oft haben wir gehört, es sei gefährlich, nachts so durch die Dörfer zu ziehen, weil sich die „*Ustascha*“, wie die kroatischen Soldaten nach den faschistischen Truppen des Zweiten Weltkrieges genannt wurden, im hohen Mais verstecken würden. Aber wir sind trotzdem ausgegangen.

Aber der Krieg kam immer näher. Zunehmend wurden an den Tanzabenden nationalistische Lieder gespielt. Von serbischen Kämpfern wurden Waffen mitgebracht, viele dieser Burschen waren kaputt vom Krieg. Oft aggressiv und es gab häufig Streitereien und Raufereien. Plötzliche Stimmungsänderungen führten dazu, dass sie sich Flaschen auf die Köpfe

schlugen; einer hat vor unseren Augen eine Scheibe eingeschlagen, um dann mit aller Kraft seine Unterarme in die spitzen Scherben zu rammen. Wollte er sich verletzen, um Aufmerksamkeit zu bekommen oder um nicht an die Front zu kommen? Die meisten der Soldaten waren jedenfalls deprimiert und verbittert. Ein Freund von mir hat sich auf einem solchen Tanzabend, an dem viel Alkohol getrunken wurde, ins Bein geschossen. Diese jungen Soldaten, oft noch Kinder im Kopf, haben an den Fronten sehr gelitten.

Es wurde sogar in den Räumlichkeiten unserer Discothek geschossen, was uns wütend machte. Doch wir haben nie darüber nachgedacht, dass etwas Schreckliches passieren könnte. Jeder konnte eine Waffe in seine Hände bekommen und konnte damit tun, was er wollte. Es war wie im Wilden Westen. Doch wenn sich die Lage ein wenig beruhigt hatte, tanzten wir weiter, als ob nichts geschehen wäre.

3.5 Das Sterben kommt näher

Auch das Sterben an der Front war Realität geworden, und immer mehr Familien mussten eine schlimme Todesnachricht zur Kenntnis nehmen: der Sohn, der Ehemann, der Vater... Diejenigen, die von der Front für einen kurzen Urlaub zurückkehrten, eröffneten vor ihren Häusern Dauerfeuer aus ihrem Gewehr als Zeichen für: *„Hier bin ich, ich bin heimgekehrt, ich bin am Leben und gesund!“* Trotz der überschwänglichen Freude waren das sehr traurige Momente, die einem Tränen in die Augen zwangen. Denn man dachte unweigerlich daran, dass die Soldaten schon nach ein paar Tagen zu Hause wieder auf das Schlachtfeld zurückkehren würden. Letztlich traf es auch meine Freunde und Nachbarn, die nicht mehr zurückkehrten. Und von denen, die zurückkehrten, blieben viele versehrt, verloren Arme oder Beine oder den halben Kopf. Viele hatten psychische Probleme.

Bei meinen Recherchen in Dvor habe ich bei einer Jugendfreundin gewohnt. Sie betreibt ein Café in Novi Grad, in dem ich nachmittags oft gesessen bin, um Kaffee zu trinken. Die Stammgäste wussten bald, dass ich eine Freundin aus Wien war, und dass ich eine Masterarbeit über die Grenze schreibe. Aus diesem Grund habe ich im Café so manche Geschichte gehört. Ich habe für solche Gespräche Fragen vorbereitet gehabt, aber im Café haben die Gespräche desöfteren eine Eigendynamik bekommen. Es gab einen Stammgast, den ich schon seit Jahren als einen sehr freundlichen, warmherzigen, aufmerksamen Menschen

kenne. An einem Tag ist er bei uns am Tisch gesessen, um Kaffee zu trinken. Es herrschte eine angenehme Stimmung und plötzlich hat er angefangen zu reden, irgendwie nachdenklich und melancholisch. Er erzählte aus einem inneren Drang, ohne auf meine Fragen direkt einzugehen:

„Ich kann es fast nicht glauben, es ist heute schon 20 Jahre her ... Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen.“ Und er begann zu reden, wie man über normale alltägliche Dinge redet. Er hat erzählt, wie er während des Krieges das erste Mal dem Tod entkommen ist. Damals war er 28 Jahre alt, Soldat und musste an einem bestimmten Platz Wache stehen. Aus irgendwelchen Gründen hat er es nicht rechtzeitig geschafft, dorthin zu kommen, und sein Cousin, ein junger Bursche aus demselben Dorf, hatte diese Wache übernommen. Doch nachts haben moslemische Soldaten angegriffen. Sie haben sich von hinten an die Wachen herangeschlichen, sie überrascht und ihnen die Kehlen durchgeschnitten. Als er hingekommen ist, hat der Cousin noch geatmet und er hat ihn aufgehoben und weggetragen, um ihn medizinisch versorgen zu lassen. Doch es war zu spät, sein Cousin starb in seinen Armen. *„Er war 24“,* sagt er, *„heute wäre er 44.“*

Die Stimmung am Tisch änderte sich hierauf vollkommen. Wir alle waren gefangen von dieser Geschichte, die er zu erzählen begonnen hatte. Es war wie ein Wollknäuel, das abgerollt wurde. Wir alle, die am Tisch saßen, kannten uns gut, es gab keine Barriere, solche persönliche Geschichten zu erzählen. Ich hatte anfangs den Eindruck, dass er seine Geschichte erzählen wollte, weil er gehört hatte, dass ich eine Masterarbeit zu diesem Thema schreibe. Aber ich denke auch, dass er die Geschichte, die lange Zeit in ihm schlummerte, erzählen wollte, um sich den Schmerz von der Seele zu reden. Ich vermute, das Erzählen war für ihn auch eine Art von Therapie. Er erzählte also weiter, dass er noch ein zweites Mal dem Tod entkommen ist. Auch dieses Mal ist er unverschuldet zu spät gekommen. Ein Traktor mit Anhänger transportierte Soldaten an die Front. Er und ein Kollege kamen zu spät zum Treffpunkt, sie schrien dem wegfahrenden Traktor nach, schossen in die Luft, wurden aber nicht mehr gehört. Sie folgten dem Traktor zu Fuß. Nach einem Kilometer Marsch fanden sie den Traktor auf der Straße stehen und alle, die am Anhänger gesessen hatten, waren tot. *„Es war ein Hinterhalt“,* sagte er.

Wir waren zu fünft am Tisch. Bei uns ist auch Dado gesessen, ein anderer Freund aus Novi Grad. Mir fiel auf, dass Dado während der zweiten Geschichte aufstand und ging. Er ging

zum Fernsehgerät, um sich etwas anzusehen, aber ich vermute, dass Dado nur nicht zuhören wollte. Als die Geschichte zu ihrem Ende kam, wusste ich, warum Dado gegangen war. Unter den getöteten Männern am Traktoranhänger war auch sein Vater. „*Er ist ganz ruhig gesessen, mit den Händen nach vorne. Man hätte aus der Entfernung nicht gedacht, dass er tot ist*“, sagte der Freund, der die Geschichte erzählte.

Der Krieg zerstörte die Familien und er zerstörte manchem das Eheglück. Nenad, mein Nachbar, war knapp 30, von Beruf Briefträger und ein geselliger, sehr kommunikativer Mensch. Zu dieser Zeit war auch er Soldat und kämpfte in serbischen Einheiten gemeinsam mit Einheiten einer verbündeten moslemischen Gruppe in der Nähe von Bihac gegen andere moslemische Truppen. Nenad gelangte auf diese Weise in ein moslemisches Dorf, wo er die junge Fatima kennenlernte. Verliebt, nahm er mitten im Krieg die junge Muslima mit nach Hause, um sie zu heiraten. Doch was zu normalen Zeiten vielleicht möglich gewesen wäre, war im Krieg undenkbar. Die Menschen waren empfindlich gegenüber allem, was Moslems betraf, sie waren misstrauisch, vertrauten keinem Fremden. Die Dorfbewohner waren schockiert, als Nenad mit seiner Braut eintraf. Fatima kam in traditionellen muslimischen Kleidern, mit einem Tuch und mit weiten Beinkleidern, auf Serbisch „*dimije*“. Als sie im Dorf eintraf, waren alle Dorfbewohner sehr abweisend. Sogar Nenads Eltern stellten sich gegen ihn, konnten ihn nicht verstehen, sie waren alt und sehr konservativ. Offensichtlich hatte nur er allein keine Grenze im Kopf. Es war ihm egal, dass seine zukünftige Frau Muslima war, obwohl er an der Front mit Muslimen kämpfte und dabei sogar verwundet wurde. Doch es hat nicht gereicht, dass er die Grenze in seinem Kopf überwand. Dem Druck von seinen Eltern konnte er letztlich nicht widerstehen und er musste Fatima in ihr Dorf zurückbringen. Nach dem Krieg blieb Nenad alleine und ohne Familie, auch nach dem Tod seiner Eltern. Aber noch heute spricht er von Fatima.

3.6 Ein Korridor nach Serbien

Wir waren in der „*Republika Srpska Krajina*“ - wie unser Staat hieß, der von niemandem außer Serbien anerkannt wurde - belagert und eingeschlossen. Niemand konnte zu uns kommen und wir konnten nirgendwo hingehen. Jeden Tag hörten wir den Beschuss, die Front

war weniger als 20 Kilometer entfernt. Aber das war für uns bald mehr oder weniger normal. Granaten haben wir immer gehört, auch wenn wir in die Schule gegangen sind. Gelernt haben wir nicht viel, aber es waren irgendwie ruhige Momente. Die Menschen haben wie in einer Ruhe vor dem „Sturm“ gelebt. Mein Vater und ich lebten während dieser Jahre allein in unserem Haus. Ich war 16 Jahre alt, als meine Schwester uns verließ und zuerst nach Serbien und von dort danach nach Österreich auswanderte. Sie kam selten nach Hause zurück. Vater hatte Angst um mich und ich war um ihn wegen seiner Behinderung besorgt. Er konnte wegen seiner halbseitigen Lähmung nicht laufen, konnte also nicht fliehen, falls dies nötig sein sollte. Ansonsten ging es uns jedoch gut. Wir hatten Tiere und einen Garten voller Gemüse. Wir litten keinen Hunger und hatten Brennholz. Da es keinen Strom gab, machten wir uns ein



paar Naturlampen („masnjace“) aus Fett, mit einem Docht aus Textil. Das ergab gut leuchtende Laternen. Wir gewöhnten uns an diese Art der Beleuchtung. Sie war schlecht für die Wände, die vom Rauch bald total geschwärzt waren, auch die Lungen litten darunter.

Dann öffnete sich ein Korridor nach Serbien und ich konnte nach dem Abitur nach Belgrad gehen, um zu studieren. Mein Vater blieb alleine in unserem Haus. Ich kam oft nach Dvor, um ihn zu besuchen und es war mir nicht wichtig, ob gerade ein Angriff war oder nicht, ob es

eine Transportmöglichkeit gab oder ob die Wege frei waren. Wichtig war mir nur, dass ich nach Hause kam. Ich war 19 und hatte vor nichts Angst – zumindest habe ich das gedacht. Einmal, unterwegs im Serbien-Korridor, wurde aus dem Wald auf unseren Bus geschossen, aber wir kamen gut durch. Der Fahrer ist gefahren wie verrückt und alles war OK. Wenn ich heute daran zurückdenke, macht es mich sprachlos, wie gefährlich die Situation damals war und wie locker ich das damals genommen habe. Wenn wir an den Checkpoints von verschiedenen Armeen angehalten wurden, hat sich mein Magen zwar oft verkrampft, doch überwog immer die große Sehnsucht und Liebe zu meinem Elternhaus. Ich habe dort diesen Wald, das Dorf, die Tiere, den Fluss geliebt, „*und mein Herz war am richtigen Platz*“, wenn ich zu Hause war. Als ich nach Belgrad kam, wo zweieinhalb Millionen Menschen lebten, war das anfangs ein echter Kulturschock. Ich war todunglücklich: die Anonymität der Großstadt, ein anderer Dialekt, Provokationen von allen Seiten wegen meiner Art zu sprechen. Ich war jetzt ein Flüchtling, auch wenn ich noch jederzeit zurück nach Hause gehen konnte. Nach meiner Ankunft in der Stadt habe ich jedenfalls versucht Kontakt mit alten Freunden aus Dvor zu halten, die bereits länger in Belgrad studiert haben, um mein Heimweh zu unterdrücken. Finanziell hat mich meine Mutter unterstützt, aber trotzdem blieb ein Riss zwischen uns. Sie sah es als Verpflichtung und Notwendigkeit an, uns zu helfen, und sie tat dies, aber nur finanziell; dabei ist es auch geblieben!

Allmählich hat ein stiller Krieg auch in Belgrad begonnen. Man hat nichts richtig gesehen aber gespürt. Erst kamen die Restriktionen in der Versorgung, auch hier fiel jetzt phasenweise der Strom aus. Außerdem kam die Inflation. Es war eine hohe Inflationsrate, sodass sich der Kurs vom Dinar zur DM (deutschen Mark) in wenigen Minuten ändern konnte. Schmuggeln war eine Hauptbeschäftigung der Menschen in Belgrad. Brot, Milch oder Öl konnte nur über Beziehungen bezogen werden – wenn man jemanden im Geschäft kannte. Die Menschen gingen zur Arbeit, doch nach einem Monat, wenn sie ihr Gehalt erhielten, blieb oft nicht genug, um ein Kilogramm Mehl und Zucker zu kaufen. Die Inflation war schwindelerregend. Die Existenz hing an einem seidenen Faden. Andererseits brachte diese Situation allen möglichen Schmutz an die Oberfläche: Schieber, Profiteure, Kriminelle. Es gab kein wirkliches Recht. Alle Menschen waren in Gefahr, waren skeptisch, wütend, enttäuscht, glaubten, die Falschen hätten die Macht. In Belgrad regierte das Chaos; die Menschen teilten sich in Reiche und Arme. Es existierte kein Mittelstand. Es kann sein, dass die ganze Situation in Belgrad und Serbien, damals noch immer Jugoslawien, mittlerweile viel

schlimmer war als in meinem Dvor, wo ich einen Garten mit Gemüse und Rinder hatte. Dort waren wir zumindest nicht hungrig.

Mittlerweile hatte auch in Belgrad und ganz Serbien die Mobilisierung begonnen; auch hier wurden jetzt Soldaten einberufen, um irgendwo zu kämpfen. Viele junge Burschen tauchten daraufhin unter, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen. Der Krieg zog immer größere Kreise. Das alles machte mir Angst, darum wollte ich gar nicht alles wissen. Vieles war zu schmerzhaft. Außerdem war die Propaganda sehr stark, so dass man nicht wirklich erfahren konnte, was los war. Ich hatte aber sowieso andere Interessen, wollte nicht immer von Leid und Tod hören. Ich wollte dieser harten Realität entkommen und, wie viele andere auch, leben und Spaß haben. Ich war jung und sehr weit von zu Hause weg.

3.7 „Oluja“ – die Vertreibung

Dann kam der schreckliche 5. August 1995, an dem die „Oluja“, das heißt „Sturm“, genannte Aktion begann. Im Zuge dieser Aktion wurde die Krajina von kroatischen Truppen angegriffen und hunderttausende Einwohner wurden – weil sie als Serben das kroatische Territorium verlassen mussten – nach Serbien und in den Kosovo vertrieben. Zu diesem Zeitpunkt war ich in Montenegro, so dass mir zum Glück diese Erfahrung der Vertreibung im Konvoi erspart geblieben ist. Andere haben mir erzählt, wie es war und was wirklich passierte: Die Kolonne war sehr langsam, weil sie bestand aus vielen Traktoren mit Anhängern voller Menschen. Unser Haus war nur eineinhalb Kilometer von der Brücke entfernt, die die Grenze zwischen Bosnien und Kroatien bildete. Die Menschen versuchten so schnell wie möglich über die Brücke zu kommen, weil sie befürchteten, dass sie in kurzer Zeit in die Luft gesprengt würde. Ein Freund, der auf der Flucht mit seinen Eltern war, erzählte mir, dass es ein richtiges Chaos gab. Er saß im Auto und beobachtete unter Schock, was um ihn herum geschah. Im Radio wurde ein Lied von Djordje Balasevic gespielt, eines berühmten serbischen Poeten und Liedermachers. Das Lied hatte den Titel „Zirkus“ und handelte davon, wie der Zirkus die Stadt verließ: *„Der Zirkus geht weg aus unserer kleinen Stadt, über eine breite Straße, die über die Brücke führt. Der Zirkus geht weg und ich frage mich jetzt, wer war der Gastgeber und wer war der Gast. (...) Ist alles nur eine Täuschung gewesen, nur ein billiger Trick, oder verbergen all die Masken Schmerzen und einen ganz anderes Gesicht?“*

(Odlazi cirkus iz naseg malog grada, širokim drumom sto izlazi na most, odlazi cirkus i ja se pitam sada ko je domacin a ko je bio gost? (...) Dal je sve bilo samo fol, dal je sve samo jeftin trik, 'il sve te maske kriju bol i neki sasvim drugi lik?) Waren wir, die Serben von Dvor, nur zu Gast gewesen in diesem Land? Das war die Frage, die meinem Freund durch den Kopf ging, als er den elenden bunten Flüchtlingszirkus über die Brücke ziehen sah. Für mich wurde dieses Lied zu einem Symbol des Exodus aus Dvor. Die Menschen waren wütend, sprachen davon, dass die Krajina verkauft wurde, verkauft von Politikern, die unser Land regierten. Viele sagten, die USA sei der Hauptschuldige, andere warfen Milosevic vor, er habe die Krajina eingetauscht und wolle ihre Einwohner wieder im Kosovo ansiedeln, von wo sie einst gekommen sind. Sie waren wütend, weil sie die Kriegsjahre hindurch gekämpft hatten, Angehörigen getötet wurden und sie am Ende doch die Waffen niederlegen und aus ihrer Heimat flüchten mussten. Die Flüchtlinge kamen nach Serbien, dann wurden sie in den



Abbildung 7: Vertreibung der Krajiner Serben nach Serbien und in den Kosovo

Kosovo weitergeschickt. Das war schlimm für viele Flüchtlinge, denn dort war nichts vorbereitet und sie landeten in großen Lagern. Es war eine unumgängliche Anordnung die Krajina zu verlassen. Es gab keinen Kompromiss, wer blieb, wurde umgebracht. Die Menschen hatten nur wenig Zeit, die Koffer zu packen und zu flüchten, ohne zu wissen,

wohin. Meine gute Freundin Dusanka erzählte mir, dass sie in einer anderen Stadt war, als sie erfuhr, dass sie fliehen musste. Sie war in Petrinja, 50 Kilometer von Dvor entfernt, wo bereits tagelang Granatenangriffe und Bombardierungen stattfanden. Sie musste einen Weg finden, nach Hause zu kommen. Es gab keinen öffentlichen Verkehr, es herrschte allgemein Chaos und es waren kaum mehr Zivilisten da, nur noch Soldaten. Es gelang ihr, gemeinsam mit einer anderen Frau, in einem Militärtransport nach Dvor zu kommen, wo sie zufällig ihren Bruder traf. Gemeinsam gingen sie danach in ihr Heimatdorf Rogulje, das 20 Kilometer entfernt von Dvor war, um Verwandte herauszuholen. In dem Dorf gab es fast nur noch alte Leute, Frauen und Kinder, nachdem die Männer an den Fronten waren. Ihr Bruder setzte sich auf den Traktor, dessen Anhänger bereits voll mit alten Menschen war. Meine Freundin sollte ein Auto fahren, obwohl sie bis zu diesem Zeitpunkt noch nie Auto gefahren war. Sie hat genau zehn Minuten Zeit gehabt, Autofahren zu lernen. Ihr Bruder ist mit ihr 100 Meter weit gefahren, um es ihr zu zeigen. Dann hat er sie gefragt: „*Willst du fahren oder nicht? Entscheide dich!*“ Sie konnte in diesem Moment nicht klar denken, saß vor dem Lenkrad und wusste, sie musste fahren, um das Auto zu retten. Sie ist gefahren. Als sie mir die Geschichte erzählte, haben wir sehr darüber gelacht. Zuletzt sagte sie, „*ich bin heute 38 und habe noch immer keinen Führerschein!*“ Aber sie ist bereits mehr als 200 Kilometer weit Auto gefahren!

Die schreckliche Fahrt nach Serbien und in den Kosovo dauerte mehr als zwei Woche. Essen und Trinken sowie Treibstoff bekamen die Flüchtlinge unterwegs. Geschlafen wurde zumeist unter den Traktoren. Meine Nachbarin ist, wie viele andere Betroffene auch, auf dieser schrecklichen Reise gestorben. Sie war für diese Strapazen einfach zu schwach. Ein Cousin von mir hat am Weg nach Serbien hingegen sein Glück gefunden. Er hat im Konvoi nach zwanzig Jahren seine erste Liebe wieder getroffen und er hat ihr sofort einen Heiratsantrag gemacht. Die beiden sind noch heute glücklich verheiratet. Mit einem ironischen Unterton hat er mir später erzählt, dass er die größte und längste Hochzeitsgesellschaft in der Krajina hatte, bestehend aus hunderttausenden Menschen. Ein anderer Zeitzeuge erzählte mir im Rahmen meiner Recherchen in Novi Grad, dass er erlebte, wie eine Frau in einem Bus im Konvoi ihr Baby bekam. Sie ist heute ein „*tolles Mädchen*“, sagte er am Schluß. Damals flohen aus der Krajina eine halbe Million Menschen. Jeder hat gedacht, das ist nur für drei Tage, dann kommt er zurück. Die meisten haben auch nur Sachen für ein paar Tage mitgenommen. Doch viele von ihnen sind in einem der Flüchtlingslager gelandet und blieben dort. Als Flüchtlinge waren sie völlig abgeschnitten vom Leben, ohne Geld, ohne Kontakte. Sie verloren mit der

Zeit ihre Hoffnung und ihre Sehnsucht nach dem Leben in ihrer Heimat und trafen letztlich eine wichtige Entscheidung. Sie entschlossen sich, irgendwo neu anzufangen und warteten, bis sie Papiere für die Ausreise ins ferne Kanada, Amerika oder Australien erhielten. Für viele



Abbildung 8: Flüchtlingskonvoi nach Serbien

war es eine Entscheidung für den Rest ihres Lebens. Sie ließen ihre Häuser und ihre Vergangenheit hinter sich und kehrten nie wieder zurück.

Mein Vater, erzählte mir, wie er den Exodus erlebte. Eines Morgens sagte ihm die Nachbarin über den Zaun hinweg, er müsse flüchten. Ihr Mann war an der Front und hat dort erfahren, dass ein großer Angriff bevorstand. Genaues wusste man nicht. Mein Vater erzählte mir aber später, dass er drei Tage zuvor schon teure Autos, vollgestopft mit Dingen, vorbeifahren sah. Diese Menschen haben offenbar gewusst, dass die Krajina geräumt wurde und dass der „Sturm“ kommt. Es waren reiche Eingeweihte, die rechtzeitig flüchten konnten, während die einfachen Menschen alles verloren. Mein Vater hatte gerade noch Zeit, das Vieh freizulassen und die Papiere vom Haus einzupacken. Eine Decke, seine Laterne und seinen Gehstock, das war alles, was er mit seiner gesunden Hand tragen konnte. Aber das war nicht das Schlimmste für ihn. Das Schlimmste für ihn als Bauer war, sein Haus, sein Land und sein Vieh zu verlassen. Er hatte ein Pferd, eine Stute, die er sehr geliebt hat. Er erzählte mir später, als er in den Stall hinein gekommen ist, war es, als müsste er sich von einem Menschen

verabschieden. Die Stute war sehr unruhig und sie hatte sich alleine das Halfter vom Hals gerissen, als hätte sie gewusst, was passieren würde.

Als Invalide musste mein Vater fürchten, von den Soldaten umgebracht zu werden, wenn er blieb, wie es vielen Menschen passierte. Nach Tagen kam er mit Bussen nach Serbien und lebte bei mir, in meiner kleinen Wohnung, wo bis zu 15 Personen gleichzeitig übernachteten. Er blieb zwei Jahre, dann ließ er das demütigende Flüchtlingsdasein hinter sich und kehrte nach Dvor zurück. Als Grund hat er angeführt, dass er mit dem Belgrader und dem serbischen Volk insgesamt nicht leben könnte, das eine ganz andere Mentalität hätte. Er wollte nach Hause, egal, wie schlimm es dort war. Es war das Heimweh, das ihn trieb, und die Sehnsucht des Bauern nach seinem Land.

3.8 Rückkehr ins Nichts

In Serbien hatten wir einen Flüchtlingsstatus, was kein erstrebenswerter Status war. Aber um heimkehren zu können, brauchten wir Papiere. Für die Rückkehr meines Vaters mussten wir kroatische Papiere besorgen. Zakopa, unser Dorf in der Nähe von Dvor, lag jetzt in Kroatien, das nunmehr ein unabhängiger Staat war. Da es in Belgrad keine kroatische Botschaft gab, mussten wir in eine Grenzstadt zwischen Kroatien und Serbien. Wir gingen in die zerstörte Stadt Vukovar, wo nicht ein einziges Haus die Kampfhandlungen überstanden hatte. Die völlig kaputte Stadt war verlassen und unheimlich. Wir waren konfrontiert mit den „*Feinden*“ der vergangenen Jahre. Wir haben eine Art „*Botschaft*“ in einer Hausruine gefunden, die für uns zuständig war. Eingepfercht in ein Gatter, mit hunderten anderen darauf zu warten, bis man drankommt, war eine Demütigung. Wir mussten insgesamt drei Tage warten und immer wieder kommen. Aber wir ließen alles über uns ergehen, um den Papierkram zu erledigen, um wieder nach Hause zu kommen. Am Ende bekamen wir unsere Pässe und mein Vater ist kurz danach nach Dvor zurückgekehrt.

Er kam zurück und lebte allein in unserem Dorf Zakopa, das einst 350 Einwohner hatte. Obwohl er Serbe war, fühlte er sich in Serbien sehr schlecht und gedemütigt. Er wollte unbedingt nach Hause. Wie er sich fühlte, als er in das leere Dorf heimkehrte, darüber hat er nie gesprochen.

Noch bevor mein Vater in unser Dorf zurückkehrte, war mein Onkel Nikola zurück gekommen. Nikola war früher Geschichte-Lehrer und hat Kinder, Bücher, Tiere und Schnaps gemocht. Als er in den Ruhestand ging, hat er sich ein Haus über einen Bach gebaut mit einer Schwimmmöglichkeit für uns Kinder. Außerdem hat er sich eine ganze Menge Tiere angeschafft – einen Esel namens *Magdalena* und ein Pferd namens *Vrana*, das heißt Krähe, weil es so schwarz war. Bei ihm lebte auch unsere Stute *Lisa*, die er und mein Vater sich einige Male gegenseitig verkauften – im Tausch für Holz oder etwas anderes zum Lebensunterhalt. Die Stute war deshalb schon verwirrt, weil sie manchmal bei uns gelebt hat und manchmal beim Onkel, 500 Meter von uns entfernt.

Onkel Nikolas Frau war Kroatin, sie hatte ihm geholfen, die neuen Papiere zu bekommen, aber sie selbst wollte nicht mehr nach Kroatien zurück, sondern ging zu ihrer Tochter nach Wien. Onkel Nikola war ein liberaler und offener Mensch. In der Schule, wo er früher lehrte, waren überwiegend muslimische Schüler. Er war kein Nationalist und er liebte Gerechtigkeit. Er war auch ein furchtloser, sehr direkter Mensch und hatte auch vor dem Militär keine Angst. Als er seine Papiere bekommen hatte und in Dvor ankam, verfluchte er angeblich im örtlichen militärischen Hauptquartier die Armee, den Staat, das Chaos, die Unordnung und die Kroaten, und er hat den Offizieren angeblich gesagt, sie sollten weggehen, weil das nicht ihr Land wäre. Die Krajina wäre immer serbisches Land gewesen, und sie würden nichts von der Geschichte wissen. Er fluchte und beschimpfte sie, zählte Jahreszahlen und Namen auf, Schlachten des letzten Jahrhunderts und sagte immer wieder, „*dieses Land ist mein Land, dieses Land habe ich geschaffen, mein Vater und mein Großvater! Warum habt ihr mein Volk vertrieben?*“ Er konnte allein zwar nichts ausrichten, gegen das mittlerweile kroatische Dvor, doch er ist immer wieder gekommen und hat sich vor dem Gebäude hingestellt und geflucht. Das erzählten mir später Bewohner aus dem Nachbardorf, Onkel Nikola hat nur ein Jahr lang in Zakopa gelebt. Er starb im Dorf.

Als mein Vater nach Hause zurückkehrte, war mein Onkel schon tot. Nun lebte er alleine im Dorf. Auch mein Vater war bekennender Serbe, und doch respektierte er die anderen. Er erzählte mir später, dass er nach seiner Rückkehr „*Serbische Weihnachten*“ gefeiert und dazu, nachdem niemand außer ihm im Dorf lebte, kroatisch-katholische Bekannte eingeladen hat. Die Kroaten sind tatsächlich gekommen und das Fest war schön. Für ihn waren Religion und ethnische Herkunft seiner Mitmenschen unbedeutend, ihm war die Heimat, die nun in

Kroatien lag, auch wichtiger als die serbische Nation. Für ihn war sein Leben, sein Haus und sein Land wesentlich egal zu welchem Staat es gehörte.

Zurück in seinem Haus, begann mein Vater langsam alles zu renovieren, um die während des Krieges verursachten Schäden zu beseitigen. Unser Haus war in nicht sehr schlechtem Zustand, weil die Soldaten einen Hauptsitz darin eingerichtet und selbst dort gewohnt haben. Aber natürlich waren alle Möbel weg. Mein Vater baute wieder Türen und Fenster ein und versuchte wieder sein altes Leben zu leben. Dahingehend hatte er bei seiner Ankunft auch ein gutes Omen erlebt: er hatte seine Stute *Lisa* zu Hause angetroffen; sie hatte zwei Jahre Krieg überlebt. Menschen aus dem Nachbardorf haben sie gerettet und dann meinem Vater zurückgegeben.

Ich besuchte meinen Vater regelmäßig, auch wenn es oft sehr schwer war zu reisen. Da ich nicht durch Zagreb fahren wollte, suchte ich einen direkteren Weg über die Una, nachts, mit den Schmugglern, die mich mit ihrem Boot auf das andere Ufer brachten. Bei Novi Grad überquerte ich den Fluss, danach musste ich zwei Kilometer durch den Wald. Die Una war jetzt eine Grenze. Ich erinnere mich an einen Winter im Dezember, als der Fluss über die Ufer getreten war. Ich bin in die Una gefallen, aber vor lauter Angst und Krampf in meinem Magen habe ich das kalte Wasser gar nicht bemerkt. Auch sonst war es nicht schön. Ich musste allein durch den Wald nachts und es war wie in einem Horrorfilm. Es war ganz dunkel und ich hatte Angst vor wilden Hunden und Soldaten. Mehr Angst hatte ich vor den Hunden als vor den Soldaten. Denn die seit Jahren frei lebenden, verwilderten Hunde im Rudel sind sehr gefährlich. Wenn sie hungrig sind, fallen sie auch Menschen an. Außerdem gab es dort keine Menschenseele, außer den Soldaten. Ängstlich machte mich auch die Dunkelheit. Es gab viele Dornen, Wasserstellen und sonstige Hindernisse, die ich überwinden musste.

Ich erinnere mich an eine Nacht, in der es regnete, es war sehr neblig (bei uns war es wegen der nahen Una oft neblig) und man konnte nicht weit sehen. Das war zwar gut für mich wegen der Soldaten, aber trotzdem war es schrecklich. Ich habe mich nur nach meinem Instinkt orientiert. Da ich dort aufgewachsen bin, habe ich irgendwie den Weg gefunden. Meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit und ich habe nur den kleinen weißen Weg verfolgt, den ich erkennen konnte. In solchen Momenten kann man sich selbst richtig kennenlernen und sich auch selbst überraschen mit manchen Reaktionen. Mein Körper ist immer weiter gegangen, aber in mir war eine riesige Angst und ich habe begonnen zu singen, um meine

eigene Stimme zu hören und meine Angst zu unterdrücken. Als ich das Licht von unserem Haus gesehen habe, bin gelaufen wie eine Verrückte. Mit der Zeit bin ich oft so über die Grenze nach Hause gegangen, dass es für mich schon normal wurde. Schließlich bin ich den Weg regelmäßig gegangen, bis es nicht mehr notwendig war. Mein Vater starb als ich 25 Jahre alt war. Er war schwer krank geworden und ins Krankenhaus nach Zagreb gekommen. Ich musste in dieser Zeit allein im Dorf leben und die Tiere versorgen. Ich habe in dieser Zeit viel nachgedacht über die Krajina, über Kroatien, über das Leben und den Sinn des Lebens. Ich habe nachgedacht, ob ich nicht studieren sollte, reisen, mich bilden, eine Familie gründen und Spaß haben, während ich in Zakopa saß und mich fürchtete, dass jemand kommt und mich vergewaltigt und umbringt.

In unserem Dorf lebten früher viele Menschen, viele Kinder. Jetzt traf ich lediglich auf die Spuren von Wildschweinen und Füchsen. Ich bin oft mit meinem Hund spazieren gegangen und habe dabei unglaublich erschreckende Momente erlebt; Momente, in denen man denkt, das gibt es nicht, im ganzen Dorf lebt niemand mehr, bin ich im falschen Film? Jeden Tag habe ich auf die Straße geschaut, ob ich vielleicht jemanden kommen sehe, aber es hat jahrelang gedauert, bis Menschen ins Dorf zurückkehrten. Das Seltsame an der Sache ist, dass man sich nicht mehr wohl fühlt dort, woher man stammt. Ich habe meine Heimat verloren. Ich konnte nicht mehr länger alleine dort leben, ich brauchte Menschen um mich. Nachdem mein Vater gestorben war, gab es keinen Grund mehr, dort zu bleiben. In ganz Ex-Jugoslawien fühlte ich mich nicht mehr zuhause, auch wenn ich nicht wusste, wo ich hingehörte. Es waren sehr schwierige Jahre für mich, ich war 25 Jahre alt und durchlebte die schlimmsten Jahre meines Lebens. In Serbien war ich ein Flüchtling, in Kroatien war ich eine Fremde. Dann kam ich nach Österreich und erhielt den Status eines Gastarbeiters.

3.9 Illegaler Grenzübertritt

Mein Weg nach Österreich war überaus schwierig, denn die Papiere, die wir damals besaßen, galten nicht überall. Als ich nach dem Krieg das erste Mal nach Österreich reiste, brauchte ich zwei Pässe. Ich fuhr nachts mit dem Zug nach Ungarn und benutzte dazu den alten jugoslawischen Pass, den ich illegalerweise noch besaß. Von Ungarn nach Österreich zeigte ich meinen neuen kroatischen Pass. Der ungarische Grenzpolizist, der mich kontrollierte, war

sehr groß und trug einen schwarzen Schnurbart. Er wusste genau, was los war. Als ich ihm den kroatischen Pass zeigte, fragte er mich nach dem anderen Pass. Ich habe gesagt, ich habe keinen und wollte weinen vor Angst. Aber er sagte nur, dass ich ihm folgen sollte. Ich nahm meine Sachen und ging mit ihm in ein leeres Abteil und dann hat er angefangen, mich abzutasten. Er suchte den anderen Pass, aber auf eine sehr vulgäre Art. Es war niemand da, es war vier Uhr am Morgen, und ich war ihm ausgeliefert. Er fand den Pass und ich wusste, was nun kam. Ich hatte 50 DM und zeigte ihm das Geld. Er schaute kurz, nahm es und im nächsten Moment kam eine österreichische Polizistin ins Abteil. Sie nahm meinen kroatischen Pass und drückte mir einen Stempel hinein. Der ungarische Polizist ging mit meinem Geld, und die Österreicherin fragte mich, ob alles in Ordnung ist. Ich sagte nur, „*ja, alles OK!*“ Ich war kaputt aus Angst und Verzweiflung, aber ich hatte den Stempel in meinem Pass. Ich war gerettet. Über das Geld dachte ich nicht mehr nach, das war mir nicht mehr wichtig. Wichtig war nur, dass ich nach Österreich kam.

2001 kam ich endgültig nach Wien, um hier zu leben. Der Anfang war außergewöhnlich schwer, wie wohl für viele andere auch. Das Gefühl von Nostalgie war permanent präsent. Ich habe die Momente herbeigesehnt, nach Hause zu gehen nach Dvor oder nach Serbien, wo ich die letzten 7 Jahre gelebt habe und wo ich viele Freunde und Verwandte hatte. Ich wollte meine Sprache hören und wollte einfach im Land meiner Kultur sein. Es war im Dezember 2001, und ich hatte gerade ein Jahr in Österreich gelebt und gearbeitet. Ich wollte mit Freunden Silvester feiern und auch serbische Weihnachten, am siebenten Jänner 2002. Ich besaß einen kroatischen Pass und machte mich mit einer privaten Fahrgemeinschaft auf den Weg Richtung Serbien. Es war dies eine billige Reisemöglichkeit, außerdem war es nicht einfach, am 30. Dezember eine andere Transportgelegenheit zu finden. Ich fragte den Fahrer, ob ich ein serbisches Visum im kroatischen Pass bräuchte und der Fahrer antwortete mit „*nein, brauchst du nicht!*“. Für mich war damit die Sache erledigt, ich vertraute dem Fahrer, der die Strecke nicht zum ersten Mal fuhr. Als wir abreisten, war alles OK. Wir überquerten die Grenze von Österreich nach Ungarn ohne Probleme, aber als wir an die Grenzen zwischen Ungarn und Serbien kamen, ergab sich ein großes Problem.

Es war ein Uhr am Morgen, der 31. Dezember. Es war windig und sehr kalt. Der Polizist an der Grenze sagte zu mir, dass ich nicht ohne ein serbisches Visum ins Land kommen kann. Ich erklärte, dass ich das nicht gewusst hätte, und fragte, ob ich ein Papier bekommen könnte, das mir für sieben Tage den Aufenthalt erlaubt. Ich erklärte ihm, dass ich nur mit meinen

Freunden Silvester und Weihnachten verbringen wollte. Außerdem sagte ich, dass ich Serbin bin, auch wenn ich jetzt einen kroatischen Pass habe. Ich sagte, ich habe keine Schuld, dass sich unser Land Jugoslawien aufgelöst hat und man jetzt nicht mehr genau weiß, wo man hingehört. Der Polizist ließ sich aber nicht beeindrucken, er sagte, dass ich nach Budapest fahren und dort ein Visum besorgen sollte. Ich habe ihn nur fragend angeschaut, denn er wusste genau, dass wir 200 Kilometer von Budapest entfernt waren, dass es ein Uhr morgens war, dass der 31. Jänner war, an dem die Botschaften nicht arbeiten und dass ich nicht mit meinem eigenen Auto unterwegs war. Es interessierte ihn nicht, in welcher Lage ich war. Ich begann daraufhin auf ihn einzureden, dass ich Serbin bin, dass ich die letzten sieben Jahre meines Lebens in Serbien gelebt habe, dass die schlimmsten Schmuggler mit Waffen und Drogen über die Grenzen gehen würden, und ausgerechnet ich ein Problem sei, weil ich zu meinen Freunden wolle, um Silvester zu feiern. Ich schlug vor, meinen Pass dazulassen, wenn er mir ein Papier geben würde, welches mir sieben Tage im Land zu bleiben erlauben würde. Ich versprach, in sieben Tagen zurückzukommen, sagte, dass ich nicht in Serbien bleiben wollte. Doch es war zwecklos. Es war kurz nach der Bombardierung Serbiens durch die *NATO* und ich bemerkte, dass der Grenzpolizist schon sehr ungeduldig war wegen meiner lästigen Art. Ich war verzweifelt, weil, wenn meine Fahrgemeinschaft nach Serbien weiterfuhr, wie sollte ich dann von hier wegkommen? Bei dem Grenzposten gab es keine Stadt in der Nähe, keinen Bus, kein Auto. Es war Winter, kalt und Nacht. Ich war wütend auf mich selbst, weil ich dem Fahrer geglaubt hatte, ohne mich richtig zu informieren. Schließlich wusste ich, wie die Dinge in Serbien liefen: wenn etwas schiefgeht, trifft es meistens nur einfache Menschen, Kriminelle und Leute mit Geld konnten immer Auswege finden. Ich zeigte dem Polizisten meine Flüchtlingspapiere, doch das half auch nichts. Den alten jugoslawischen Pass, den ich auch noch besaß, durfte ich ihm nicht zeigen, weil er ihn mir sonst weggenommen hätte. Man durfte natürlich keinen kroatischen und keinen jugoslawischen Pass haben. Denn wozu hätte es dann den Krieg gebraucht? Doch es kam noch schlimmer. Der Polizist führte mich ab, sperrte mich in ein Zimmer und sagte, dass ich da warten müsste. Das war, würde ich schon sagen, eine Art von Gefängnis. Es war bitter kalt und ich war verzweifelt, weil ich fürchtete, dass meine Fahrgemeinschaft bereits ohne mich abgefahren wäre. Nach zwei Stunden wurde ich entlassen und man sagte mir, ich müsse zurück nach Ungarn.

Mein Glück war, dass mich meine Fahrgemeinschaft nicht im Stich ließ. Der Fahrer war sich bewusst, dass er ein bisschen Schuld an meiner Misere trug. Er dachte nach und schlug mir vor, es an einem anderen Grenzübergang zu versuchen, welcher nur 50 Kilometer weit weg war. Wir waren im Auto ein junges Pärchen, der Fahrer und seine Frau und drei Kinder. Ich war krank vor Sorge, denn ich wusste, welches Risiko ich einging und was es bedeutete, eine solche Grenzverletzung zu begehen. Ich wusste, das ist nicht die Una und ich würde ins Gefängnis kommen, wenn sie unseren Betrug entdecken würden. Aber ich hatte keine Wahl, kein Auto, keine andere Möglichkeit, außer auszusteigen und dann? Wir waren alle sehr angespannt und niemand redete. Der Fahrer war so wütend, dass niemand etwas fragen durfte. Er fuhr wie ein Verrückter und vor der Grenze stoppten wir, um uns für unseren Betrug vorzubereiten. Ich legte mich auf die hinterste Bank und wurde mit einer Decke zugedeckt. Auf mich legten sich die Kinder, die so taten, als würden sie schlafen. Als wir an die Grenzstation kamen, schaute der Polizist nur kurz, weil es sehr kalt und windig war. Er sah die drei Kinder und wollte sie nicht wecken. Wir hatten Glück! Wir überquerten die Grenze ohne Probleme.

Die Probleme begannen erst wieder am Heimweg. Ich fuhr über Bosnien mit dem alten jugoslawischen Pass und zwischen Bosnien, Kroatien, Slowenien und Österreich benutzte ich den kroatischen. Auch später noch reiste ich wie viele andere auch auf diese illegale Weise. Man musste nur wissen, wann und wem man welchen Pass zeigen darf.

3.9 Leben als Immigrantin

In der Zeit, als wir von allem anderen isoliert waren, haben wir uns verändert. Die fünf Jahre Krieg haben aus den jungen Menschen oft nichts Besseres gemacht. Der Mensch wird ziemlich oberflächlich und einseitig, wenn ihn die Umstände dazu zwingen. Damals habe ich nicht verstanden, worum es geht. Ich habe Politik nie gemocht und ich habe mich nicht dafür interessiert, ich war damals auch noch ein Kind, eine Jugendliche. Ich hatte andere Interessen. Für mich ist der Krieg sehr plötzlich gekommen, auch wenn andere sagen, dass es viele Jahre gedauert hat, bis er ausgebrochen ist und eigentlich schon nach dem Tod von Marschall Tito begonnen hat. Tito hatte es nach dem Zweiten Weltkrieg geschafft, dass viele Volksgruppen innerhalb Jugoslawiens in Ruhe und Frieden auf engem Raum zusammenlebten. Das war die

Zeit, als Jugoslawien auch international eine gute Reputation gehabt hat. Und noch heute redet die Generation meines Vaters gerne über diese Zeit. Sie sagen, wenn sie mit ihren Gedanken an die Vergangenheit denken: „*Es war eine Zeit, als der rote Pass überall willkommen war und wir kein Visum brauchten.*“

Das Leben im ehemaligen Jugoslawien war manchmal aber auch schwierig. Man muss leben und sein Brot verdienen, und wenn man das nicht in seinem eigenen Land tun kann, muss man eine andere Option suchen. Ein Gastarbeiter zu sein, war eine von diesen Optionen. Aber die Bezeichnung *Gastarbeiter* ist zum Schimpfwort geworden, als wäre es eine Schande zu arbeiten.

Vor ein paar Jahren habe ich in Wien eine bezeichnende Situation in der Straßenbahn erlebt. Neben mir stand eine ca. 50jährige Frau, die offenbar aus Ex-Jugoslawien stammte. Ich habe sie etwas auf Serbokroatisch gefragt, aber sie hat mir keine Antwort gegeben. Ich habe die Frage wiederholt, doch sie hat mich mit einem netten Lächeln ignoriert. Als wir an der Station ausstiegen, hat sie mir plötzlich eine Antwort auf meine Frage gegeben, als wäre eine so lange Pause ganz normal. Ich habe verstanden, sie hat sich geschämt, in der Straßenbahn ihre Muttersprache zu sprechen. Ich habe sie gefragt, wieso sie das tue. Sie hat mir ein paar Gründe genannt und erzählt, dass ich mit der Zeit sehen würde, dass „*wir*“ hier einfach einen schlechten Ruf haben und „*wir*“ einfach nicht auffallen sollen. Das war eine Art Kulturschock für mich. Das war in meinem ersten Monat in Wien. Ein Rat von ihr war auch, aufzupassen, welchen Dialekt ich verwende und mit wem ich rede. Ich sollte mit Bosniern, Kroaten oder Serben jeweils anders reden, jeweils in ihrem Dialekt, um nicht als „*Feind*“ angesehen zu werden. Ich sollte darüber nachdenken, wie ich reden sollte, wo, mit wem und vor allem was! Gott sei Dank habe ich einen guten Sinn für Humor und konnte diesen Rat als einen schlechten Witz begreifen. Ich durfte nicht alles sagen, das habe ich schon gewusst, aber ich habe gedacht, Österreich ist ein neutrales Land, wo ich sein darf, was ich von Geburt an bin. Sogar im Rahmen meines Slawistik-Studiums in Wien erlebte ich öfters ethnische Spannungen, ja manchmal auch blanken Hass. Wir Studenten saßen oft zusammen während der Lehrveranstaltungen und diskutierten politische, geografische oder literarische Fragen. Dabei entbrannte immer wieder Streit, z.B. darüber, ob Nikola Tesla oder Ivo Andric von Geburt an Kroaten oder Serben waren. Die Studenten und Studentinnen haben sich dann oft laut gestritten, allen voran jene, welche als kleine Kinder nach Wien gekommen sind und deshalb nur wenig vom Krieg mitbekommen haben. Oft waren gerade sie die fanatischsten

Nationalisten. Oft konnte man an der Fakultät für Slawistik auch sehen, dass Serben nur mit Serben, Kroaten nur mit Kroaten und Moslems nur mit Moslems verkehrten. Wir waren in Österreich auf neutralem Territorium, wir waren alle aus demselben Grund da, als Flüchtlinge, und trotzdem saß der Nationalismus sehr tief im Ego dieser Menschen.

Wenn man Immigrant ist, hat man viel verloren oder ist dabei, viel zu verlieren – das eigene Land, die eigene Sprache, eigene Kultur, Freunde. Allerdings gewinnt man mitunter auch viel: ein neues Land, neues Wissen, neue Erfahrungen und vielleicht auch neue Freunde. Wegen dieser Tatsache hat man das Gefühl, zwei Leben zu haben, eines, das man hinter sich lässt, und das andere, welches man zu leben beginnt. Man hat das Gefühl, das alte Leben noch nicht ganz verlassen und das neue noch nicht in vollen Umfang akzeptiert zu haben. Es fasziniert mich immer wieder, wie verschieden Österreich von Ex-Jugoslawien ist, obwohl es nur ein paar hundert Kilometer entfernt liegt. Immigrant zu werden ist besonders schwierig, wenn man schon im Erwachsenenalter ist – in mittleren Jahren oder älter –, weil man ein vorheriges Leben hat, das das Immigrantendasein auf vielfältige Art und Weise stört. Meine zwei Leben, das damalige in Kroatien oder Ex-Jugoslawien und dieses hier in Österreich, kollidieren ständig miteinander, und ich vergleiche immerzu meine zwei Länder, übersetze von einem zum anderen. Das gilt natürlich auch für meine sprachliche Situation, meine linguistische Identität. Sobald man ein Einwanderer geworden ist, ändert sich alles: der umgebende Raum, die Natur und die Menschen, und selbst die Zeit beginnt sich gegen einen zu drehen. In einem neuen fremden Land und in einem neuen fremden Leben ist man immer hinten nach, hat man immer Rückstand. Man will aber im Trend sein, mit den ständigen Entwicklungen Schritt halten können. Verzweifelt sucht man nach alle möglichen Informationen, man stellt immer wieder dieselben Fragen und fühlt sich meistens uninformiert, ziemlich hinterher hinkend und nicht integriert. Die österreichische Gesellschaft ist sehr geschlossen, die Menschen sind verschlossen und distanziert und darin liegt vielleicht auch ein Grund dafür, dass man sich sehr ausgeschlossen fühlt. Als Neuankömmling hier erfährt man nicht so leicht Dinge über die anderen Personen, über ihr privates Leben; es ist viel schwieriger ein Verhältnis aufzubauen als bei uns. In Österreich merkt man bald, dass die Menschen generell nicht viel voneinander wissen. Es ist ein bisschen seltsam, aber in diesem Zustand der Ungewissheit fühlt man sich jünger, wie ein noch sehr junger Mensch oder ein Kind, das immer wieder neue Fragen stellt. Man bekommt ein wenig das Gefühl eines

Neubeginns, des Neulernens und -erforschens, ein Gefühl der Initiation. Und der Umstand, dass man bei Null beginnt, hält einen wach.

Für die Menschen daheim ist man verschwunden. Wenn es heißt, sie sind „in den Westen gegangen“, dann bedeutet das in meiner früheren Heimat metaphorisch, sie sind gestorben. Psychologisch gesehen, zieht eine starke Kraft der Erinnerung den Einwanderer zurück nach Hause. Das ist zumeist ein riesiges Problem für ihn und eine Störung in seinem Alltagsleben. Interferenz ist ein linguistischer Begriff, der die Barriere erklärt, welche die Muttersprache darstellt, wenn man eine neue Sprache zu lernen probiert. Sie steht einem immer im Weg, zieht einen zurück. Diese Erinnerungen an die alten Dinge beginnen bei mir oft visuell, als bildliche Darstellungen, als Bilder. Wenn ich beispielsweise auf die Donau schaue, leitet mein Unterbewusst sofort über zum Fluss Una, dem Fluss meiner Kindheit, oder wenn ich Bäume im Wienerwald sehe, erinnert es mich sofort an den Wald meines Heimatdorfs Zakopa. Und seltsam, wenn ich nur den Rauch von Zigaretten rieche, zieht es mich sofort zurück in mein altes Leben. Das alles ist natürlich Nostalgie, der alte Begleiter eines jeden Emigranten. Doch ist Nostalgie auch ein universales menschliches Gefühl? Das Wort Nostalgie kommt aus dem Griechischen und setzt sich zusammen aus dem Wort „nostos“ („zurückkehren“) und „algos“ („Leid“). Es geht also um das Leid des Zurückkehrens, um eine Sehnsucht nach dem Zuhause, um das Leid des Abwesendseins, um Einsamkeit. Aus der Distanz schaut die frühere Heimat für einen Immigranten aber oft viel besser aus als sie in Wirklichkeit ist; mit dem Blick der Sehnsucht kriegt sie schönere Konturen. Dieses Gefühl kann man bekommen, wenn man nach Hause zurückkehrt; wenn ich wieder einmal daheim bin in meinem Dorf Dvor, auf einen kurzem Besuch, dann betört mich der Geruch der Luft im Sommer, die Nacht berauscht mich und lässt sich nicht mit der in Österreich vergleichen, und der Wald in Zakopa schaut dann wunderschön aus, viel schöner als früher, als ich dort noch gelebt habe. Wenn ich dann aber einige Wochen dort verbringe, kehrt der nüchterne Alltag zurück: die Ärmlichkeit der Region, der geringe Lebensstandard der Menschen, das mäßige Funktionieren der staatlichen Verwaltung; all das, was ich in den Jahren in der Fremde an Wien zu schätzen gelernt habe. Der altösterreichische Schriftsteller Alfred Polgar, selbst Emigrant, der vor dem Nationalsozialismus fliehen musste, hat das „*Emigranten-Schicksal*“ auf den Punkt gebracht: „*Die Fremde ist nicht Heimat geworden. Aber die Heimat Fremde.*“⁶⁸

⁶⁸ Alfred Polgar: Kleine Schriften 1, S. 221; zit. n.: http://www.literaturepochen.at/exil/article_5275.html

Nostalgie ist auch das Gefühl, wenn man die Menschen vermisst, mit denen man aufgewachsen ist. Mir fehlt oft das Sozialleben von Dvor und Novi, das spezifische Gefühl für Humor, die milde, manchmal harte Ironie. Ich weiß jedoch auch, dass viel von dem schon vor dem Krieg zerstört gewesen ist, das heißt, dass sich meine Nostalgie nicht nur auf einen geografischen Raum bezieht, sondern auch auf einen historischen. Sie ist die Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach einer heilen Vergangenheit, nach einer unbeschwerten Kindheit, nach der unwiederbringlich verlorenen Idylle. Dieses Kroatien und dieses Bosnien werden für mich zusehends zur bloßen Erinnerung. Nostalgie ist insofern – obwohl ein richtiges Gefühl – auch eine angenehme Lüge. Wie schön muss ein Heimatland sein, wenn man es nur von außen betrachtet. Es gibt neben oftmaligem Reisen nach Hause auch andere Medikamente gegen Nostalgie und Sorgen in einem Immigrantenleben. Eines davon ist die Zeit, welche alle Wunden heilt, wie wir wissen. Das andere ist die bewusste Anstrengung, das neue Leben zu akzeptieren, so wie es momentan ist, rational und positiv. Die Hauptschwierigkeit eines Immigrantenlebens ist es, ein Gleichgewicht zu finden zwischen den beiden Leben, eine Balance zwischen dem Sichverlieren in der neuen Kultur und dem Sichselbsterheben. Man löst dieses Problem oft auf eine natürliche Art und Weise der Beibehaltung und des Akzeptierens. Man behält die alten Elemente, die sich behalten lassen, und akzeptiert die neuen, welche sich akzeptieren lassen. So ist das Verfügen über zwei Sprachen ein Vorteil und in jedem Fall nützlich. Ein Leben im Exil eröffnet außerdem eine zusätzliche Perspektive und neue Einblicke. Wie Edward Said in seinem Buch „*Orientalism*“ beschreibt, bietet das Leben den Immigranten einen neuen Platz am Rande einer neuen Kultur, wo man mehr Möglichkeit hat zu sehen als vom Zentrum aus, also als die ursprünglichen Mitglieder dieser Kultur. Dieser Platz gibt ihnen auch eine bestimmte Art von Freiheit und eine neue Möglichkeit der Selbsterkenntnis. Exil ist in moderner Zeit und in der postmodernen Theorie glamourös und interessant. „*Nomadismus*“ und „*Diasporismus*“ sind modische Ausdrücke im intellektuellen Diskurs geworden, weil sie vor allem die Vorteile der Instabilität, Marginalität, Verlassenheit und Außenseiterschaft konnotieren. Vergessen sollte man dabei jedoch nicht, dass diese Attraktivität und dieser Glamour der Immigration auch mit viel Leid und Verlust behaftet ist.

Die Immigranten, die in dieses Land gekommen sind als erwachsene Menschen, leben jedenfalls ihre zwei Leben, und sie machen das konsequent (erst habe ich dort gelebt und jetzt lebe ich da!) und simultan (obwohl ich jetzt hier lebe, bin ich mental dort). Man lebt also zwei

Leben um den Preis von einem, und das ist, im Sinne eines Händlers, nicht das schlechteste Geschäft.

Je länger ich in Österreich lebe, desto mehr beginnen sich meine zwei Leben (oder Länder) zu überlappen und zu verschmelzen. Die Dinge und die Ereignisse hier, wie auch meine Haltung ihnen gegenüber, werden zu Dejavus; als hätte ich sie schon einmal erlebt, als hätte ich hier eine Vergangenheit! Ich frage mich, ob das ein psychologisches Phänomen ist? Selbstbetrug? Oder ein Entwicklungsprozess der Eingewöhnung? Wer, oder was hat sich verändert? Habe ich mich verändert? Meine Erinnerung an meine alte Heimat? Meine Einstellung zum neuen Land? Oder alles? Es scheint so zu sein, dass die menschliche Natur und die Natur der Dinge unterhalb der Oberfläche Unterschiede zeigen: während die Zeit vergeht und das neue und romantische Bild vom Europa verblasst, sehe und erlebe ich hier sehr viel, was mich an mein altes Leben erinnert. Die beiden Länder werden einander immer ähnlicher in diesem tieferen, universalen Sinn. Es ist ein Trost und eine Enttäuschung.

3.10 Kulturelle Säuberung?

Im Frühling 2012 war ich in Dvor und habe Interviews mit Bewohnern gemacht. Ich wollte erfahren, wie es ihnen damals im Krieg ergangen ist und wie es ihnen heute geht. Auf meine Fragen habe ich fast immer ähnliche Antworten bekommen. Die Serben, die den Krieg hindurch in Dvor geblieben oder nach dem Krieg zurückgekommen sind, fühlen sich bedroht. Die Bedrohung ist jedoch nicht mehr körperlich, man hat nicht mehr Angst um sein Leben, wie im Krieg; man fürchtet den kulturellen Tod. Geblieben sind in Dvor deshalb zumeist nur die alten Menschen, die eine Pension bekommen. Sie können so zumindest ein bescheidenes Leben finanzieren. Aber die Jungen, die nirgendwo auf der Welt einen gesicherten Platz gefunden oder niemanden gefunden haben, der ihnen helfen kann, sind in einer wirklich schlechten Situation. In einem Interview erklärte mir der ehemalige Soldat Moco, warum die Serben in Dvor ein sehr schweres Leben hätten. Er meinte, dass die Serben aus der Krajina eine „*kulturelle Säuberung*“ erleben würden. Er erzählte, dass es nicht gefährlich ist als Serbe in Dvor zu leben. Die einzige unangenehme Sache ist die, dass man einige Male zu so genannten informativen Gesprächen zur Polizei gehen muss. Das ist nicht sehr angenehm, auch deshalb nicht, weil man von den Nachbarn beobachtet wird. Es ist ihm immer peinlich gewesen zur Polizei zu gehen. Sehr schwierig ist aber die wirtschaftliche Lage. Ein Serbe

kann in Dvor keinen Job bekommen. Eine Menge Menschen auf höheren Positionen sind kroatischer Herkunft und stammen aus Kutina, Zagreb, Sisak und anderen Städten. Aber selbst qualifizierte Personen aus Dvor, die früher in einer Fabrik in Dvor gearbeitet haben, können jetzt dort keinen Job bekommen, weil sie Serben sind. Mein Interviewpartner hat gemeint, dass man mit der Zeit müde wird zu warten, zu fragen, zu bitten und sich demütigen zu lassen. Man packt am Ende seine Sachen, sperrt sein Haus zu und verlässt Dvor. So haben viele Einwohner reagiert. Sie sind auf eine kulturelle Art und Weise erpresst worden, weil sie als Serben aus diesem Teil Kroatiens kommen. Viele, die noch da sind, arbeiten nur für einen Tag, wenn sie irgendwo einen Gelegenheitsjob finden, oder sie arbeiten schwarz, um ein bisschen Geld zu verdienen. Das Problem ist, dass sie dann aber keine medizinische Versorgung und keine Pensionsvorsorge haben.

In einem meiner Interviews hat mir mein Freund Moco auf die Frage, wie er sich in Dvor fühlt, geantwortet „*als ein Mann ohne Land. In Serbien bin ich nicht willkommen und hier auch nicht!*“ Moco ist 1971 geboren. Er arbeitet in Dvor für einen geringen Lohn und kann nur überleben, weil er im Haus seiner Eltern lebt, eine kleine Landwirtschaft betreibt und Lebensmittel produziert. Von seinem Lohn bezahlt er die Rechnungen. Mehr kann er sich nicht leisten, weder das Haus zu reparieren noch in den Urlaub zu fahren. Darüber hinaus hat er den Verdacht, dass die zurückgekehrten Serben in Dvor mit allen Mitteln wieder vertrieben werden sollen – nämlich durch die Wölfe.

Folgendes muss ich vorausschicken: Als ich noch ein Kind war, ging ich einmal mit meinem Vater durch unsere Wälder und über unsere Wiesen spazieren. Ich fragte ihn, warum dieses Gebiet „*Vucijak*“ heißt, was soviel heißt wie Wolfstal. Er hat mir daraufhin erzählt, dass in diesem Gebiet vor 30 Jahren noch Wölfe gelebt haben, sich hier jede Nacht getroffen und geheult haben. Ich war damals vielleicht 12 Jahre alt und habe ihm nicht geglaubt. Für mich existierten Wölfe nur im tiefsten Wald oder irgendwo im abgelegenen Hochgebirge, wo kaum ein Mensch hinkommt. Doch er hat mir weiter erzählt, dass er, als er in die Schule gegangen ist, nach dem Zweiten Weltkrieg, die Wölfe manchmal sogar getroffen hat und auf Bäume klettern musste, um sich in Sicherheit zu bringen. Das war in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Wie dem auch sei, in den letzten paar Jahren sind viele Wölfe nach Zakopa zurückgekommen. Man hat sie gesehen im Rudel im Winter, man hat bemerkt, dass sie Schafe aus dem Dorf attackiert haben. Es stellt sich die Frage, woher diese Wölfe gekommen sind. Die Dorfbewohner vermuten, dass die kroatischen Behörden die Wölfe importiert haben,

um die verwilderten Schweine zu dezimieren, welche seit der Kriegszeit im Wald leben und viel Schaden anrichten. Aber die Wölfe verursachen auch Schäden und vor allem erzeugen sie Angst in der Dorfbevölkerung. Einige meiner Interviewpartner haben die Vermutung geäußert, hinter den Wölfen stecke eine Methode, um die Menschen zu erschrecken, und um zu verhindern, dass noch mehr Serben in ihre Häuser zurückkehren. Und auch die Menschen, die schon da sind, sollen Angst haben, in den Wald zu gehen, in ihren Gärten zu sitzen oder die Kinder im Freien spielen zu lassen, weil jederzeit Wölfe kommen können. Ich kenne den Wald gut, ich bin dort aufgewachsen, doch auch ich habe Angst. Ich habe keine Beweise für diese Behauptungen. Vielleicht sind die Wölfe aber auch deshalb zurückgekommen, weil das Gebiet von den Menschen weitgehend verlassen war. Ich finde es jedenfalls bezeichnend, wie tief das Misstrauen zwischen Serben und Kroaten nach wie vor ist. Dieses Misstrauen wird auch dadurch verstärkt, dass die Behörden vielen Dorfbewohnern verbieten, Waffen zu besitzen. Einem jungen Mann wurde der Waffenbesitz untersagt mit dem Argument: *„Du kriegst keine Waffe, denn dein Vater war ein Tschetnik!“*

Auf die Frage, ob es Provokationen seitens der Kroaten gegenüber den Serben gibt, hat mein Gesprächspartner geantwortet, *„oh ja, immer!“* Auf meinen Einwand, dass ich das nicht bemerkt habe, hat er geantwortet, dass ich das deswegen nicht bemerkt habe, weil ich nur zu Besuch hier bin. Am Ende meines Forschungsaufenthalts in Dvor habe ich eine solche Situation erlebt. Ich bin zur Polizei gegangen, um meinen serbischen Führerschein, den ich gemacht habe, als ich in Belgrad lebte, neu ausstellen zu lassen. Der alte war auf eine serbische Adresse ausgestellt, an der ich schon lange nicht mehr lebe; außerdem sind Kroatien und Serbien heute eigene Staaten, die eigene Dokumente ausstellen. Die Prozedur war wie immer – geduldig warten! Neben mir ist ein Mann gestanden, ungefähr 40 Jahre alt, den ich von früher kenne. Er hat auch seinen Führerschein erneuert. Wir haben beide gewartet, als sich eine der Polizistinnen zu ihrer Kollegin umgedreht hat und sie gefragt hat: *„Was soll ich machen, dieser hier hat auf Kyrillisch unterschrieben?“* Es war als wären wir beide vor dem Schalter gar nicht da. Die andere Polizistin antwortete: *„Es ist OK für jetzt, weil er nur eingereicht hat, aber wenn er kommt, um sein Dokument abzuholen, dann schicken wir ihn auf einen Kroatischkurs, und erst dann kann er abholen, was er braucht.“* Es war eine sehr unangenehme, aber auch vielsagende Situation. Ich frage mich nur, was die Polizistinnen sagen würden, wenn sie einem Russen oder Griechen gegenüberstehen. Müssten die auch Lateinisch-Kroatisch-Kurse machen?

3.11 Onkel Rade und Marschall Tito

Im Zuge einer Urlaubsreise vor einigen Jahren war ich auf Tour durch Nordamerika. Auf dieser Reise besuchte ich verschiedene Städte in den USA. Unterwegs habe ich beschlossen, meinen Onkel Rade, der seit dem Jahr 2000 in Las Vegas lebt, zu besuchen. Onkel Rade ist der vorletzte noch lebende Onkel und einer der Brüder meines Vaters – insgesamt waren es zehn Kinder, sieben Brüder (einer starb im Kindesalter) und drei Schwestern. Rade war Offizier im ehemaligen Jugoslawien und er war mein Lieblingsonkel. Als Kind lebte ich eine Zeitlang bei ihm und seiner Familie. Er hat mir sehr viel Zeit gewidmet; er hat mit mir gespielt und mir eigentlich durch dieses Spielen viel beigebracht. Oft gingen wir durch den Wald und er lehrte mich, diverse Zeichen zu lesen, wie verschiedene Gräser, Sträucher und Bäume heißen, wie man jagt und auf einem Pferd reitet. Mein Onkel Rade konnte gut mit Kindern umgehen, er war auch Lehrer in der Schule. Er war derjenige, der mich gelehrt hat, ein kleiner Soldat zu sein, und ich habe ihm versprochen, mit 18 Jahren Soldatin zu werden. Als ich dann tatsächlich 18 Jahre alt war, war Krieg und ich habe mich entschieden, keine Soldatin zu werden. Ich wollte leben und die Welt sehen.

Onkel Rade war auch ein überzeugter Anhänger des Kommunismus. Er verehrte Josip Broz Tito sehr. Geboren während des Zweiten Weltkrieges, wuchs er in der kommunistischen Ära auf, ganz im Geiste des Kommunismus, und er glaubte fest daran. Als die Zeit kam, als der Kommunismus kritisiert und verurteilt wurde, waren viele ehemalige jugoslawische Bürger wie er nicht in der Lage, sich damit abzufinden. Man hatte sein ganzes Leben innerhalb dieser Ideologie aufgebaut, dann plötzlich hieß es, das wäre falsch und das ganze Leben Lüge gewesen. Das konnten viele Menschen nicht ertragen. Der Kommunismus war ein Lebensstil, eine Wissenschaft, eine gesellschaftliche Wirklichkeit. Viele Menschen hatten ein gutes Leben in Jugoslawien; es gab Arbeit und Einkommen, es gab keine Grenzen innerhalb des Landes und man konnte ungehindert reisen. Heute heißt es, dass die Menschen unter dem kommunistischen Regime in die Irre geführt, betrogen und einer Gehirnwäsche unterzogen wurden. Man sagt auch, dass Tito ein Diktator war, was stimmt. Es stimmt aber auch, dass er in der Lage war, während seiner langen Regierungszeit die unterschiedlichen Volksgruppen Jugoslawiens zusammenzuhalten, Auseinandersetzungen zwischen ihnen zu verhindern und ihnen Reisepässe zu geben, die von der Welt anerkannt wurden.

Mein Onkel Rade glaubte blind an Titos Jugoslawien, er war ein Befürworter der Kommunismus. Für ihn war der Kommunismus die *Mutter der Brüderlichkeit und Einheit*, und andere wollten ihn nun dazu zwingen, anders zu denken. Rade war Offizier in der *Jugoslawischen Volksarmee* und hat am Bruderkrieg teilgenommen. Unmittelbar danach wurde er jedenfalls gefoltert und in den Kosovo vertrieben. Er kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück, weil es sein Jugoslawien nicht mehr gab. Es dauerte sehr lange, bis er und seine Frau die Papiere bekamen, um nach Amerika ausreisen zu können, wo sie neu anfangen wollten. Rade war fast 60 Jahre alt als er ging. Für einen Mann in seinem Alter war das sicherlich sehr bitter, nach all dem, was er erleben musste. Bemerkenswert ist, dass er als überzeugter Kommunist im kapitalistischen Las Vegas strandete. Als ich zu ihm auf Besuch kam und ihn nach zehn Jahren wieder sah, zeigte er mir stolz seine kleine Wohnung. An der Wand in seinem Schlafzimmer hing neben Bildern der Familie Cvetojević auch das Bild von Marschall Tito.

3.12 Die *Diaspora* und das *Neue Dorf* auf Facebook

Als ich Kind war, hat man in meinem Dorf Zakopa alles gemeinsam gemacht. Ich erinnere mich gerne an diese Zeiten. Ich erinnere mich an die Tage, als der Mais geerntet wurde; alle Dorfbewohner haben dabei geholfen, den Mais zu pflücken. Sie zogen dazu von Haus zu Haus. Auch bei anderen Erntearbeiten haben die Menschen selbstverständlich geholfen als wäre das ihre eigentliche Aufgabe. Niemand hat diese Nachbarschaftshilfe in Zweifel gezogen. Das Entblättern der geernteten Maiskolben, das so genannte „*kukuruz perusati*“, war sehr lustig für uns Kinder und bereitete uns wirklich schöne Momente. Wenn man seinen Mais zu Hause hatte, lud man zum „*perusanje*“ ein, zum Kukuruz-Entblättern. Jeder, der kam, um zu helfen, bekam in der Arbeitspause Kaffee, Kuchen, und dann ging es wieder an die Arbeit. Beim Arbeiten selbst haben die Menschen Klatsch und Intrigen erzählt, auch Witze, vor allem erinnere ich mich daran, dass es sehr lustig war. Oft haben die Alten auch erzählt, wie es früher war, dabei ist immer so eine nostalgische Note ins Gespräch gekommen. Man bekam den Eindruck, früher war vieles besser, ob es um die Jugend ging oder um die Arbeit, oder darum, dass es früher mehr Respekt gegeben haben soll.

Die älteren Generationen hatten einen Lebensrhythmus, in dem die Gemeinschaft an allem beteiligt war. Wenn man – als Mann –volljährig wurde, suchte man sich eine Frau zum Heiraten. Man erhielt ein Stück Land von seinem Vater und begann ein Haus zu bauen; die Dorfgemeinschaft half dabei. Alle Häuser in meinem Dorf wurden so gebaut. Das war im Übrigen die einzige Möglichkeit, sich in kurzer Zeit eine Existenz zu schaffen und eine Familie zu gründen. Das ist auch der Grund, warum alle, zumindest die meisten Häuser in meinem Dorf ähnlich aussehen. Sie hatten alle dieselben „Architekten“ aus dem Dorf. Jeder wusste, was er zu tun hatte, einige kümmerten sich um die Elektrizität, andere um das Wasser; das Haus wuchs ziemlich schnell, in einigen Wochen, würde ich sagen. War der Dachstuhl fertig, hat man ein Schwein auf dem Grill gebraten, und Hemden und Tücher sowie eine Flasche Schnaps als Glücksbringer am Dachfirst aufgehängt. Später wurden diese Hemden den Handwerkern geschenkt, die am Haus gearbeitet haben.

Es war der Regelfall, dass große Aufgaben gemeinsam erledigt wurden, wie auch gemeinsam gefeiert wurde, wenn es einen freudigen Anlass gab. Das soziale Leben im Dorf war sehr stark ausgeprägt und entsprechend stand auch die eigene Familie zusammen. Heutzutage ist das selten geworden, auch in den kleinen Dörfern, wo man Häuser nicht mehr so baut wie früher. Heutzutage muss man für Hilfe und Unterstützung bezahlen.

Diese alte Dorfkultur existiert in dieser Form nicht mehr. Der Grund dafür ist wohl der Krieg, der viele Menschen vertrieben hat. Viele von ihnen sind nicht mehr zurückgekehrt, weil sie gestorben sind oder weil sie irgendwo auf der Welt neu angefangen haben. Wenn man eine Kultur nicht pflegt, damit sie weiter lebt, stirbt sie aus, und das war hier der Fall. Heute leben viele Menschen in Städten, wo es mehr Komfort und Luxus gibt als im Dorf. Der Kontakt zur Natur ist dabei verloren gegangen. In der Stadt hat man wenige Möglichkeiten, in die Natur zu gehen. Das soziale Leben ist in der Stadt auch geringer ausgeprägt, weil die Menschen ihre Freundschaften oft nicht pflegen. Das Leben in der Stadt ist anonymere als das am Land, die Menschen sind isolierter. Es ist ein möglichst „schnelles Leben“, alles soll rasch erledigt sein, niemand hat für andere mehr Zeit. Alles dreht sich um Arbeit, man lebt für die Karriere usw. Das Lebenstempo ist hoch, es bleibt wenig Zeit für soziale Kultur: vor der Tür auf der Treppe sitzen und Geschichten erzählen, wie dies früher im Dorf üblich war – das ist Vergangenheit.

Viele von denen, die nach dem Krieg in unsere Heimat zurückkamen, hatten dasselbe bittere Gefühl. Nach zehn Jahren im Ausland, wo man sein Leben von vorne beginnen, wo man

gezwungenermaßen eine fremde Sprache lernen musste und wo man mitunter einen Kulturschock erlitt, war es nicht einfach. Manchen brachte das neue Leben im Ausland Wohlstand und ein besseres Leben, aber allzu viele erlebten das Gegenteil: Alkohol, Scheidungen, Verzweiflung, viele verloren ihre Lebensfreude, erlitten Nervenzusammenbrüche und landeten in einem „leeren Leben“. Wenn ich heute nach Dvor komme, fühle ich mich nicht mehr so wohl, es ist nicht mehr das Dvor von früher. Der Krieg hinterließ seine Spuren – auch in den Köpfen der Menschen. Die Stadt Novi trägt heute zwei verschiedene Namen. Was für Serben *Novi Grad*, ist für Muslime noch immer *Bosanski Novi*. Auf der Brücke nach Novi verläuft heute eine Staatsgrenze. Auf der bosnischen Seite machen ein serbischer und ein muslimischer Polizist gemeinsam Dienst, auf der kroatischen Seite stehen kroatische Grenzpolizisten. Es gibt in Novi Kaffeehäuser, in die nur Serben gehen, und andere, in die nur Muslime gehen. Serben küssen sich zur Begrüßung drei Mal, Muslime zwei Mal. Die Stadt ist kulturell geteilt. Langsam werden zerstörte Gebäude renoviert, eines wird als Museum eingerichtet. Mich würde sehr interessieren, wie dort unsere Geschichte dargestellt wird. Im Sommer ist in Novi viel los. Viele ehemalige Einwohner kommen aus dem Ausland nach Hause und genießen hier den Sommer, gehen an den Una-Strand, spazieren abends durch die Stadt. Man kann dabei viele alte Freunde treffen, welche jetzt in der ganzen Welt verstreut leben. Obwohl alles einen sehr friedlichen Eindruck macht, bestehen nach wie vor Grenzen zwischen den Menschen. Bei den Gesprächen taucht man nie tief in die Geschichte ein.

Ich leide darunter, dass mir der Krieg ein Stück meiner Seele genommen hat – vor allem meine Familie. Ich habe viele Familienangehörige verloren, manche sind gestorben, der Rest hat sich auf der ganzen Welt verteilt. Sie haben ein neues Leben begonnen und ihre Kinder kennen einander nicht mehr. Wir treffen uns höchstens alle paar Jahre auf Beerdigungen. Wir sind Fremde geworden.

Ich wohne seit 11 Jahren in Österreich und auch zu vielen Freunden meiner Kindheit und Jugend habe ich den Kontakt verloren. Während des Krieges und noch nach dem Krieg haben sich unsere Wege getrennt. Unter diesen Umständen war es auch oft nicht möglich, sich zu verabschieden und neue Adressen auszutauschen. Wir sind überall in der Welt gelandet, viele wussten vorher nicht, wo es sie hin verschlagen würde. Der Kontakt ging fast zwangsläufig verloren. Erst mit dem Aufkommen von *Facebook* im Jahr 2004 hat sich das geändert.

Die modernen Medien haben die Welt sehr verändert, zu ihrem Vorteil, manchmal aber auch zu ihrem Nachteil. In der Zeit von „Facebook“, von „Skype“, des Internet insgesamt, sitzen Menschen stundenlang vor dem Computer, um sich mit Hilfe einer „Web“-Kamera „von Angesicht zu Angesicht“ zu unterhalten. Das Motto von Facebook lautet: „Facebook ermöglicht es dir, mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten und Inhalte mit diesen zu teilen.“⁶⁹ Jeder Nutzer von Facebook muss sich in einem persönlichen Profil registrieren. Dann verfügt er über eine Seite, auf der er sich selbst vorstellen und Fotos und Videos hochladen kann. Auf einer Art Pinnwand können andere Nutzer Nachrichten hinterlassen, die öffentlich sichtbar sind. Sie können aber auch persönliche Nachrichten an

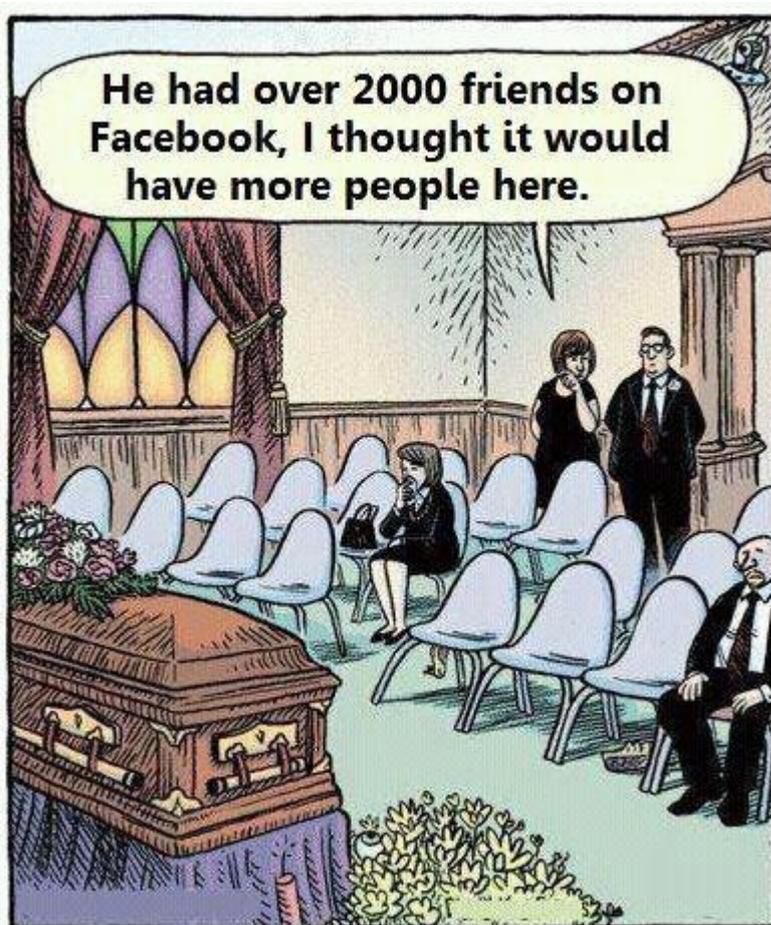


Abbildung 9: Facebook-Freundschaft

bestimmte Adressaten schicken, oder sich mit mehreren anderen Nutzern unterhalten, „chatten“ genannt. Über Facebook kann man alle seine registrierten Freunde ansprechen; ein so genannter Marktplatz auf Facebook ermöglicht Kleinanzeigen aufzugeben oder zu lesen. Ich habe für mich einen solchen „Facebook-Account“ angelegt, aus Neugier anfangs, um zu sehen, was das ist und um was es dabei geht. Ich hatte keine Ahnung, welche Macht in diesem Netzwerk steckt. Mit der Zeit bemerkte ich, wie viele junge Menschen Facebook benutzten, weil es ein „Hit“ war und „im Trend“, und jeder das haben wollte. Auf Facebook trafen sich Freunde, doch stellt sich die Frage, ob das echte Freunde waren. Denn manche Nutzer versammelten in ihrem Account 1.000 und mehr Freunde und es stellt sich die Frage, was das bedeutet. Sind das alles richtige Freunde? Kann man so viele Freunde haben?

⁶⁹ Wikipedia - <http://de.wikipedia.org/wiki/Facebook>

Es ist zumindest unwahrscheinlich, denn um mit allen zu kommunizieren, müsste man sehr viel Zeit am Computer verbringen! Ich denke, hinter vielen dieser *Facebook*-Freundschaften steckt nicht viel, hinter manchen aber schon!

Allmählich tauchten auf meinem *Facebook-Account* bekannte Namen auf, auch Fotos, und es öffnete sich ein großer virtueller Raum, wo sich viele Bekannte aus früheren Tagen trafen. Ich begann neugierig die Seiten durchzublättern und die Fotos anzuschauen. Man konnte „chatten“, man konnte sehen, wer momentan „online“ war, man konnte fragen, wen man wollte, was man wollte. Das war wichtig, besonders für diejenigen, die weit weg waren von ihrer Heimat; Menschen wie mich. Mitunter kamen nostalgische E-Mails mit nostalgischen Fragen: Wo warst du die ganze Zeit? Was hast du gemacht? Hast du eine Familie gegründet? Hast du dein Studium fertig gemacht? Hast du einen Job? Obwohl man die Person kannte, begann man das Gespräch mit ihr von neuem, als hätte man sie eben erst kennengelernt. Alte Freundschaften, die viele Jahre lang unterbrochen waren, wurden wieder vertieft.

Für uns, die wir in der Diaspora lebten, war das eine richtige „*Renaissance*“. Im Lauf der Zeit fand ich vieles heraus über Menschen, die ich früher gekannt hatte und von denen ich nicht einmal wusste, ob sie noch am Leben waren. Es war wie auf dem Dorfplatz. Ich traf sie wieder, die Leute aus meinem Dorf, aber nach einer sehr langen Zeit. Die Kinder von damals sind erwachsen geworden, wie ich auch.

Es war oft überraschend, die Freunde aus meiner Kindheit wieder zu treffen. Es sind viele Jahre vergangen und die Leute haben sich verändert. In ihren *Facebook*-Beiträgen zeichnet sich ihre heutige Persönlichkeit und ihr heutiger Charakter ab, wenn sie von ihren Hobbys erzählen, von ihren Familien, ihren Erfolgen und Misserfolgen. Viele Freunde aus Kindertagen sind in eine Richtung gegangen, an die ich nie gedacht hätte. Viele gingen als Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Australien, Amerika oder Kanada und begannen dort ein neues, schönes Leben. Stolz präsentieren sie ihre Bilder der *Facebook*-Öffentlichkeit: Familien mit Kindern, Geburtstage, Hochzeiten, Häuser, Pools, Ferienhäuser, Autos usw. Sie wollen damit zeigen, was in den vergangenen Jahren ihres Lebens passiert ist. Sie wollen zeigen, ich bin da, ich habe das und das getan, ich habe es geschafft! Trotz Krieg und Vertreibung bin ich erfolgreich gewesen. Manche zeigen mehr als notwendig, haben jedes Gefühl für eine Privatsphäre verloren. Bei ihnen kann man sehen, welche Wäsche sie gekauft haben oder was sie gegessen haben, welche Kuchen sie gebacken haben, aber auch,

welche Musik sie mögen, welche Schriftsteller, welche Filme. Man muss aber sagen, dass es diese Banalität des Alltäglichen früher auch im Dorftratsch gab.

Im Zuge meiner *Facebook*-Recherchen wurde mir außerdem klar, dass viele Flüchtlinge sehr zornige Menschen geworden sind. Manche lehnten es sogar ab, mit mir auf *Facebook* „befreundet“ zu sein, weil ich einer bestimmten Religion angehöre, einer bestimmten Nationalität oder einem bestimmten Staat, obwohl für mich keines dieser Merkmale von Bedeutung ist. Für diese Menschen ist der Krieg noch nicht zu Ende.

Aber auch von denjenigen, die mit mir kommunizierten, waren viele verbittert darüber, dass sie vertrieben wurden, dass sie alles verloren haben. Viele waren noch voll Hass, den man in ihren Nachrichten auf *Facebook* erkennen konnte. Und viele hatten einfach nur Sehnsucht nach der alten Heimat und dem alten Jugoslawien ihrer Kindheit und Jugend. Oft spielten sie auf *Facebook* Musik, die aus der alten Zeit stammt, zeigten Fotos aus der Zeit, als die Digitalkamera noch nicht erfunden war, Fotos, die Menschen und Dinge zeigen aus der alten kommunistischen Zeit. Es ist die Sehnsucht nach der verlorenen Idylle!

Einer meiner Schulfreunde, der jetzt in Dänemark lebt, ist mit seiner Familie geflüchtet als er 17 Jahre alt war. Er war nicht im Krieg, absolvierte die Schule in seiner neuen Heimat und eröffnete danach eine Firma. Mittlerweile ist er reich geworden. Er ist Kroat, seine Frau eine Muslima; ich glaube, dass auch seine Eltern ein gemischtes Paar waren. Auf *Facebook* jammerte mich dieser Freund an, dass manche frühere Freunde aus der Schule ihn ignorieren würden und nicht mit ihm reden wollten. Als ich die Fotos sah, die er von sich auf *Facebook* veröffentlichte, war mir klar, warum. Er präsentierte sich mit einem großen Schachbrettmuster („*šahovnica*“), welches er sich auf seinen Arm tätowieren ließ. Dieses Symbol der kroatischen Flagge macht nicht nur mir Angst, weil es an den Krieg erinnert. Mein Freund hat bis heute nicht verstanden, wieso sich alte Freunde von ihm abwandten, und ich wollte – um ihn nicht zu provozieren – es ihm auch nicht sagen, dass vielleicht dieses Symbol auf seinem Arm, auf das er so stolz ist, das Hindernis darstellt.

Mein früherer Nachbar im Dorf, dessen Mutter Muslima und dessen Vater Serbe war, trägt ebenfalls ein Tattoo. Er war im Krieg und wurde schwer verwundet. Damals war er 21 Jahre alt, und er hatte Riesenglück, dass er überlebte. Es ließ sich auch auf dem Rücken ein Symbol eintätowieren, das das serbische Kreuz mit den Buchstaben *RSK* zeigt, was für die „*Serbische Republik Krajina*“ steht, also für jenes Land, für welches er gekämpft hat und das es heute nicht mehr gibt. Als er mir die Tätowierung zeigte, hatte ich ein unangenehmes Gefühl. Ich

stellte ihm die Frage, wieso er diese Tätowierung machen ließ und was dieses Symbol für ihn bedeutet, doch er konnte mir keine richtige Antwort geben. Er konnte es nicht mit Worten erklären, nur am Körper präsentieren, und zwar richtig stolz. Er verließ dieses Land vor 15 Jahren und lebt heute in Deutschland.

Obwohl viele Flüchtlinge Sehnsucht nach dem echten Dorf von früher haben, nach einer Zeit, in der das soziale Leben viel reicher gewesen zu sein scheint als heute, ist die Bedeutung von *Facebook* für die in der Welt verstreuten Flüchtlinge groß. *Facebook* ist ein Ersatzdorf geworden. Auf *Facebook* trifft sich das alte jugoslawische Dorf wieder, das durch den Krieg in die Diaspora gezwungen wurde, zumindest teilweise. Nach und nach sammeln sich die in der Welt verstreut lebenden Dorfbewohner als „*Freunde*“ auf den „*Sites*“; andere bleiben als „*Feinde*“ auf Distanz.

Ich habe – über *Facebook* – einige meiner Freunde interviewt und sie gefragt, welche Bedeutung *Facebook* für sie hat, insbesondere im Hinblick auf die Diaspora. Die Antworten waren ziemlich eindeutig: *Facebook* war für die meisten sehr wichtig, weil es half den Kontakt zur Familie, zu Angehörigen und Freunden aufrecht zu erhalten, auch wenn diese weit entfernt leben. Einer meiner Freunde, der nach Kanada gegangen ist, schrieb, dass er *Facebook* während der letzten Jahre täglich nutzte. Früher diente ihm das Netzwerk nur dazu, Freunde und Familie zu kontaktieren, dann aber machte er daraus einen Beruf. Er begann als selbstständiger Immigrationsberater zu arbeiten und *Facebook* wurde ein unschätzbares Werkzeug für ihn. Er betreibt heute zwei Seiten für Einwanderer, auf die pro Woche zwei- bis dreitausend Besucher kommen. In einer Woche, in der er auf *Facebook* eine bezahlte Anzeige schaltete, waren es 300.000! Er sagt, soviel Aufmerksamkeit für nur 50 Euro bekommt man sonst nirgends. Es wäre töricht, ein so mächtiges Netzwerk mit 900 Millionen Nutzern zu ignorieren.

Resumée

Meine ethnologische Forschung hat gezeigt, dass sich im Grenzgebiet, in dem ich aufgewachsen bin, durch all die Jahrhunderte kaum etwas verändert hat. Das Gebiet war seit jeher ein umkämpftes Kriegsgebiet und das ist es bis ans Ende des 20. Jhs. geblieben. Es ist wie ein Teufelskreis. Es stellt sich die Frage, ob das, was im ehemaligen Jugoslawien geschah, nicht auch ein klassisches Beispiel von Kolonisation darstellt, einen Akt der Großmächte, frei nach Motto: *„Teile und herrsche!“* Denn warum sollte ein Kroat ein Serben plötzlich hassen oder sollten Serben Muslime derart hassen, dass sie bereit sind, sie zu töten? Weil jemand jemandem irgendwann einmal etwas getan hat, wie das Fernsehen sagt? Hat nicht die jüngere Geschichte gezeigt, dass die Menschen, gleich welcher Religion und Ethnie, Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang miteinander gelebt haben, ohne sich abzuschlachten?

Der Hass, der zum letzten fürchterlichen Krieg in Jugoslawien geführt hat, geht wohl mehr auf die Aktivitäten der Medien zurück, als auf einen allfälligen kulturell oder gar *„biologisch“* verankerten Hass. Es waren weniger die Völker, als korrupte serbische, kroatische und bosnische Politiker, Generäle und Kriegsgewinnler sowie manche Politiker aus dem Westen, die Schuld am Ausbruch des Krieges auf sich geladen haben. Doch niemand hätte dies zu tun vermocht, wäre die jugoslawische Bevölkerung nicht zu schwach gewesen, um ihre Errungenschaften zu verteidigen und ihre Geschichte zu schützen. Wären die Jugoslawen als eine vereinte Nation gegen die Kriegspläne aufgestanden, hätte sie wohl keiner so schnell und leicht zum Schweigen bringen können. Aber viele haben sich missbrauchen lassen. In Gesprächen mit ehemaligen Soldaten aus der Krajina habe ich oft die gleiche Antwort auf die Frage bekommen, was sie machen würden, würde sich die Geschichte wiederholen. Die Antwort war zumeist, *„ja, ich würde dasselbe wieder machen“*, als hätten sie einen Chip im Kopf, der sie so programmiert. Ist das Patriotismus?

Meine erste Forschungsfrage war: Welche Rolle spielen Grenzen im Sinne von geografisch-staatlichen Grenzen in diesem Gebiet, die schon seit 500 Jahren bestehen? Was ich abschließend sagen kann, ist, dass die geografische Grenze in meiner Kindheit in Jugoslawien eine unsichtbare Grenze war und erst im Kriegsfall wieder bedeutend wurde. Letztlich war die politische Landesgrenze wichtiger als die Menschen, wie das Blutvergießen bewies. Viele Jahre meines Lebens überquerte ich die Brücke über die Una als Brücke über einen Fluss. Im

Krieg war sie eine von Soldaten besetzte Grenze und es war lebensgefährlich, diese Grenze zu überqueren. Heute sind die Gewehre weg, doch noch immer bildet sie einen Grenzübergang mit Schranken und Zöllnern.

Die zweite Frage, die ich in meiner Arbeit behandelt habe, lautete: Welche Bedeutung haben Grenzen im ethnologisch-kulturellen Sinn, also Grenzen zwischen den ansässigen Volksgruppen. Es ist die Erfahrung meiner Kindheit, dass es in Jugoslawien zwar Unterschiede zwischen verschiedenen Ethnien und Religionen gab, dass sie aber im Alltag kaum eine Rolle spielten. Die ethnologischen Grenzen wurden erst dann wichtig, als der Krieg ausbrach. Zu diesem Zeitpunkt wurden aus Nachbarn über Nacht Feinde.

Die dritte Frage lautete: Woher stammen Grenzen im kulturell-psychologischen Sinn, etwa Stereotype und Klischees, die in den Köpfen der Menschen gewachsen sind und den letzten Krieg und die ethnischen Vertreibungen ermöglicht haben. Dazu gehören Phänomene wie ethnisch geschürter Hass, religiöse Hetze und kulturelle Konflikte. Meine Arbeit lässt die Schlussfolgerung zu, dass die Stereotypen und der Hass in erster Linie von der Propaganda kommen. Das Schlimme ist, dass sie lange anhalten, dass sie noch in der Emigration das Zusammenleben der Emigranten bestimmen, ja dass sogar die Nachkommen der Emigranten manchmal die Nachkommen anderer Emigranten ablehnen, weil sie eine andere Nationalität oder Religion haben.

Mein Leben wäre sicher in eine andere Richtung verlaufen, hätte es keinen Krieg gegeben. Aber ich bemühe mich, den die Fakten zu verstehen und diese zu akzeptieren. Ich versuche nach vorne zu schauen. Natürlich ist es ein schwerer Kampf und natürlich war ich traurig, dass ich von zu Hause weggehen musste – auf solch dramatische Art und Weise. Und natürlich macht es mich traurig, dass all diese Menschen ihre Heimat verloren, vor allem die alten Menschen, die keinen Neuanfang mehr machen konnten. All das ist eine große Tragödie.

Ich bin durch Zufall in Österreich mit jungen Menschen aus Ex-Jugoslawien zusammengetroffen, die ebenfalls ein Flüchtlingsschicksal haben, die aber sehr ehrgeizig und fleißig sind, und die trotz der schlimmen Vergangenheit versuchen, das Beste aus ihrem Leben zu machen. Es ist manchmal schwer, mit den hier Aufgewachsenen Schritt zu halten, aber es ist auch eine Herausforderung für mich, da ich mich für diesen Lebensstil in meiner neuen Heimat entschied.

Abstract

Der Titel dieser Arbeit „*Leben an der Grenze*“ bezieht sich auf mein Leben an der Grenze zwischen Kroatien und Bosnien-Herzegowina im ehemaligen Jugoslawien. Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit Methoden und Theorien und formuliert die Forschungsfragen. Es gibt drei Facetten des Begriffs *Grenze*, die geografisch-staatliche Grenze, die ethnologisch-kulturelle Grenze und die kulturell-psychologische Grenze. Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der Geschichte des untersuchten Gebiets und zeigt, dass dort schon seit 500 Jahren die Interessen der Großmächte aufeinander prallen. Im dritten Teil, dem Hauptteil, geht es um meine Erfahrungen während der vergangenen drei Jahrzehnte. Es geht um meine Kindheit in Jugoslawien, meine Jugend zur Zeit des Krieges und schließlich meine Emigration und den Neubeginn in einem fremden Land. Meine Methode war die *Autobiographische Methode*, mein Untersuchungsmaterial waren meine Erinnerungen, aber auch viele Diskussionen und qualitative Interviews mit Zeitzeugen, die meine subjektive Erinnerung korrigierten und erweiterten.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

- Barrington, Judith: Erinnerungen und Autobiografie schreiben. Bonn 2004.
- Čapo Žmegač, Jasna; Johler, Reinhard; Kalapoš, Sanja; Nikitsch, Herbert (Hg): Kroatische Volkskunde/Ethnologie in den Neunzigern. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 22. Wien 2001.
- Dvor na Uni od prijeslavenskog doba do nasih dana, zbornik naučnih i publicističkih radova, Dvor na Uni von der vorlawischen Zeit bis zum heutigen Tag; Sammlung wissenschaftlicher und publizistischer Arbeiten. Dvor na Uni 1991.
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden 2000.
- Misch, Georg: Geschichte der Autobiographie. Frankfurt am Main 1969.
- Nuhanovic, Jasmina: „Annexion von Bosnien und Herzegowina zur Zeit der Österreich – Ungarischen Monarchie“ – eine kulturgeschichtliche Studie. Diplomarbeit. Wien 2009.
- Polgar, Alfred: Kleine Schriften 1, S. 221; zit. n.:
http://www.literaturepochen.at/exil/article_5275.html
- Probszt-Ohstorff, Günther: Die Windisch-Kroatische Militärgrenze und ihre Vorläufer. Graz 1967.
- Rothenberg, Gunther. E.: Die Österreichische Militärgrenze in Kroatien 1522 bis 1881. Wien, München 1970.
- Todorova, Marija: Imaginarni Balkan. Beograd 1999.
- Todorova, Maria: Die Erfindung des Balkans, Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt 1999.

Sekundärliteratur:

- Andric, Ivo: Die Brücke über die Drina, (Na Drini cuprija). Beograd 2006.

- Calic, Marie-Janine: Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert. München 2010.
- Danzer, Liza: „Chancen und Gefahren von Facebook – dem größten sozialen Online-Netzwerk“. Diplomarbeit. Wien 2011.
- Gremel, Maria: Mein Leben. Mit neun Jahren im Dienst 1900-1930, Vom Land zur Stadt 1030-1950. „Damit es nicht verlorengeht...“ Wien, Köln, Weimar 2003.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2003.
- Lamnek, Siegfried, Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. Weinheim 1995.
- Lamnek, Siegfried, Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken. Weinheim 1995.
- Misotič, Ludmilla: „Damit es nicht verlorengeht...“ Die Grenzgängerin. Ein Leben zwischen Österreich und Slowenien. Wien, Köln, Weimar 1992.
- Osterhaus, Ingrid: Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance? Mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson. Diplomarbeit. Wien 2009.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Ethnizität und Migration als ethnologische Forschungs- und Praxisfelder. Eine Einführung, in: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin 2007. S. 7-27.
- Sonnberger, Roman: „Facebook – Veränderung des Alltags und der Kommunikationsgewohnheiten?“ Magisterarbeit. Wien 2011.

Bildnachweis:

Abbildung 1: <http://www.facebook.com/#!/pages/Old-postcards-of-Bosnia/351835231097?sk=photos>

Abbildung 2: Private Sammlung Familia Cvetojevic, aufgenommen 2010.

Abbildung 3: Private Sammlung Familia Cvetojevic, aufgenommen ungefähr 1975.

Abbildung 4: <http://en.wikipedia.org/wiki/File:CroatianSerbs.jpg>

Abbildung 5: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Map_of_war_in_Yugoslavia,_1993.png

Abbildung 6: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Map_of_Republika_Srpska_Krajina.png

Abbildung 7:

<http://www.rts.rs/page/stories/sr/story/11/Region/875498/Podse%C4%87anje+na+%22zabora+vljene%22+zlo%C4%8Dine.html>

Abbildung 8: http://www.politika.rs/rubrike/Drustvo/U-Srbiji-i-danas-64_000-izbeglica-iz-Hrvatske.lt.html

Abbildung 9:

<http://www.facebook.com/#!/photo.php?fbid=369906273060121&set=a.296283240422425.86297.296279300422819&type=1&theater>

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Dragana Cvetojević

geb. Mai 1974 in Sisak, Kroatien.

von 1993 bis 2001 in Belgrad, Zagreb, auf der Insel Pag und in Dvor na Uni, seit 2001 in Wien.

seit 2004 beschäftigt im Technischen Museum Wien.

Studium:

März 2007 bis Juni 2010: Bachelorstudium der Slawistik (BKS) an der Universität Wien.

seit Oktober 2010: Masterstudium Europäische Ethnologie an der Universität Wien.

Wissenschaftliche Arbeiten:

Bachelorarbeit 1: Gavril Stefanovic Venclovic 1690-1740 "Besjede na narodnom jeziku".

Bachelorarbeit 2: Gender Studies, Desanka Maksimovic vs Isidora Bijelica.